

Zeitschrift: Jahrbuch der Reallehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Reallehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1939)

Artikel: Geschichten für den Unterricht
Autor: [s.n.]
Kapitel: [Geschichten]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

0,00 Franken

Der kleine Seppli hörte, wie der Vater der Mutter die Rechnung des Malers vorlas, der jüngst allerlei gestrichen hatte. Als Seppli nun die einzelnen Posten vernahm, dachte er: Ich könnte der Mutter eigentlich auch einmal eine Rechnung machen. Dann schrieb er flugs: Für Holen von Semmeln 2 Rp., für Schuhputzen 3 Rp. usw. bis er 10 Rp. beisammen hatte.

Die Mutter sah die Rechnung und sagte nichts. Abends fand Seppli an seinem Platz einen Zehner. Vergnügt steckte er ihn ein.

Am nächsten Morgen erblickte er an der gleichen Stelle eine Rechnung von der Mutter an den Seppli. Darauf stand:

Für 10 Jahre Wohnung	0,00 Fr.
für 10 Jahre Essen	0,00 „
für Pflege während seiner Krankheit	0,00 „
für Flicken und Waschen	0,00 „
macht zusammen	0,00 Fr.

Seppli las die Rechnung und schwieg still. Nach einer Weile aber schlich er zur Mutter, barg das Gesicht in ihrer Schürze und steckte den Zehner in ihre Tasche.

Nach einem Sonntagsschulblatt.

Der Schneidertraum

Von Heinrich Pestalozzi

„Willst du mich heute aufdingen?“ Also sagte Jakobli Trüb zum Schneider Mellhorn.

Meister Mellhorn antwortete: „Jakobli! was hat dir geträumt?“

„Mir hat geträumt“, erwiderte Jakobli, „ich habe in eine Lotterie gelegt und vieles gewonnen.“ Der Meister versetzte: „Jakobli! heute dinge ich dich nicht auf“!

Am andern Morgen fragte der Junge wieder das nämliche, und so fünf Tage hintereinander. Aber allemal, wenn er seinen Traum erzählte, antwortete ihm der Meister: „Ich dinge dich heute nicht auf“!

Am sechsten erzählte Jakobli: „Heute träumte mir, ich sitze auf meinem Schneiderstuhl und schwitze den ganzen Tag bei der Arbeit, dass mir die Tropfen von Stirn und Wange auf meine Kleider herabfielen, und am Abend, da ich meine Nadel endlich abgelegt hatte, fand ich sie ganz golden.“

„Gut!“ sagte der Meister, „das ist der Schneidertraum, den jeder Junge träumen muß, ehe man ihn aufdingt.“

Mitgeteilt von Reinhold Frei, Zürich.

Der Schütze und der König

Als Rudolf von Habsburg einst ein Armbrustschiessen hielt, traf ein ungeschickter Schütze mit seinem Bolzen den König. Ob schon die Wunde nicht gefährlich war, behaupteten die Höflinge, der Mann müsse die rechte Hand verlieren, weil er ein Majestätsverbrechen begangen habe.

„Wenn ihr sie ihm vor dem Schusse abgehauen hättet“, sagte der König, „so wäre es mir recht dienlich gewesen. Jetzt aber könnte es mir nichts helfen, wenn ihr ihm auch beide abhacken würdet.“

Nach Flury.

Ein gutes Vorbild

Pfarrer Oberlin, der bekannte Wohltäter des Steintals im Elsass, rief eines Tages seine Gemeinde zusammen. „Mitbürger“, sagte er, „es ist nötig, dass wir durch unser Tal eine Strasse bis zur Chaussee nach Strassburg anlegen und vor allem eine Brücke über die Breusch bauen.“ Die Bauern antworteten: „Das ist erstens ganz unmöglich und zweitens haben wir Wichtigeres zu tun.“ Oberlin sagte darauf nichts. Er eilte nach Hause, zog einen alten Rock an, rief seinen Knecht, und beide gingen mit der Hacke ans Werk. Da schämten sich die andern. Der eine kam mit seiner Hacke, der andere mit seiner Schaufel, die Schar der Mitarbeiter wurde immer grösser, und bald war der Weg fertig und die Brücke über die Breusch auch, deren Bau man vorher für ganz unmöglich erklärt hatte. Sie erhielt den schönen Namen „Pont de charité“, das heisst „Liebesbrücke“.

Nach einer religiösen Zeitschrift.

Streit zweier Schweizer um eine Wiese

Von zwei alten Schweizern wird erzählt, dass sie einen Streit um eine Wiese hatten. Jeder glaubte ein gutes Recht an dieselbe zu haben. Da kam eines Tages der eine zum andern und sagte ihm: „Ich habe die Richter zusammenkommen lassen. Wir waren

beide nicht gelehrt genug, unsere Sache ins reine zu bringen. Komm morgen mit vor Gericht!" Der andere antwortete: „Ich kann morgen nicht, ich habe mein Heu gemäht, es muss eingebracht werden.“ Nach einigem Besinnen fügte derselbe hinzu: „Geh du doch allein, sage den Richtern deine und meine Gründe, und dann lass sie entscheiden.“ Der andere nahm es an und ging, führte beide Sachen in schlichter Wahrheit, kam am Abend wieder, trat bei dem Widersacher ein und verkündigte ihm: „Die Richter haben für dich entschieden. Gottlob, dass unser Hader aus ist!“

Nach Ahlfeld.

Der kluge Richter

Ein polnischer Kaufmann reiste in Geschäften nach Konstantinopel und hatte niemand bei sich als den Kutscher, der ihn führte. Als sie in türkisches Gebiet kamen, fiel dem Kutscher ein, er könnte ebensogut Kaufmann sein, wie sein Herr. Er stieg daher vom Pferde und drohte dem Kaufmann, ihn umzubringen, wenn er nicht seine Kleider mit ihm tausche und ihm als Knecht diene. Der Herr musste sich das gefallen lassen. Sobald er aber nach Konstantinopel kam, ging er zum Richter und brachte seine Klage vor. Der Kutscher wurde geholt; er behauptete aber, er sei der Herr und der andere sein Knecht, der sich durch Lügen seines Vermögens bemächtigen wolle. Der Richter wusste nicht, wie er den Streitfall schlichten sollte. Er liess die beiden abtreten und erklärte, er wolle über die Sache nachdenken. Als sie bei der Türe waren, rief er laut: „Kutscher!“ Sogleich drehte sich der wahre Kutscher um. „Gut“, sprach der Richter, „nun kenne ich dich; deine Strafe soll dich schon finden.“

Quelle unbekannt.

Ehrlichkeit und ihre Belohnung

Ein reicher Herr hatte grosse Freude am Jagen. Eines Tages kam ein Bauer zu ihm und sprach: „Grosse Flächen meines Feldes sind zerstampft von Pferden und Jagdhunden. Ich glaube, ich ernte nicht viel.“ „Ich weiss es“, sprach der Herr, „berechnen Sie mir den Schaden, dann will ich ihn gerne vergüten.“ Der Bauer sprach: „Der Schaden beläuft sich auf etwa 400 Franken“, und der Herr überreichte ihm die genannte Summe.

Im Herbst zeigte es sich, dass die zertretenen Stellen die ergiebigsten waren. Der Bauer ging wieder zu dem Herrn, erzählte ihm die Sache und gab ihm das Geld zurück.

Der Herr hatte grosse Freude an der Ehrlichkeit des Mannes. Er ging ins Nebenzimmer, holte zwei Tausendernoten und schenkte sie dem Bauern mit den Worten: „Wenn Ihr ältester Sohn zwanzig Jahre alt ist, so sagen Sie ihm, wie das Geld in Ihre Hände gelangte.“

Quelle unbekannt.

Eine Probe der Redlichkeit

In Paris starb im Jahre 1869 ein reicher Hagestolz, der sein ganzes Vermögen einem jungen, ihm fast gänzlich unbekannten Mädchen, einer Näherin, vermacht hatte. Die Sache war so:

Der Verstorbene war ein Sonderling. Um die Rechtlichkeit seiner Mitmenschen auf die Probe zu stellen, machte er oft die seltsamsten Versuche, die leider fast immer ungünstig ausfielen und ihn in seiner schlechten Meinung von den Menschen bestärkten.

So hatte er sich einst in einen Omnibus gesetzt, und zwar auf den ersten Platz dicht neben den Schaffner. Er vermittelte sehr bereitwillig das Hin- und Hergeben des Geldes, und jedesmal, wenn der Schaffner kleine Münzen zurückzahlte, überreichte unser Sonderling dem betreffenden Reisenden die Summe. Aber er fügte stets unbemerkt und geschickt aus seiner Tasche ein Geldstück hinzu, wie wenn sich der Schaffner geirrt und zuviel herausgegeben hätte, und beobachtete dann seine Leute. Diese überzählten ruhig ihr Geld, merkten natürlich den Irrtum, zählten noch einmal und steckten alsdann ihren kleinen Profit schmunzelnd ein. Fünfzehnmal wiederholte der Alte sein Kunststück, und von den fünfzehn Personen war auch nicht eine, die mit dem armen Schaffner, der täglich nur drei Franken verdiente, Mitleid hatte. Erst beim sechzehnten Male rief ein junges Mädchen hastig aus: „Schaffner, Sie haben mir einen halben Franken zu viel gegeben!“ und gab ihn zurück.

Das Gesicht des wunderlichen Mannes klärte sich auf. Er ging ihr nach, verschaffte sich ihre Adresse und zog weitere Erkundigungen ein. Diese mussten günstig ausgefallen sein; denn der halbe Franken erwarb dem redlichen Mädchen die Erbschaft einer halben Million.

Nach Büttner.

Dankbarkeit

In Amerika wurde ein Neger als Sklave an einen Pflanzer verkauft. Der Herr war gut und freundlich mit dem Neger, und dieser war stets gehorsam und treu.

Nach einiger Zeit liess der Pflanzer den Sklaven frei, und dieser zog in ein entferntes Städtchen, wo er einen Kaufladen auftat. Er lieferte gute Waren zu billigen Preisen; deshalb ging das Geschäft sehr gut, und der Neger wurde ein wohlhabender Mann.

In diesem Städtchen wohnte ein Verwandter des Pflanzers, der nicht reich war. Diesem liess der Neger viel Geld und Waren aus Dankbarkeit dafür, dass ihn sein früherer Herr so gut behandelt hatte.

Nun brach in dem Städtchen einst eine Feuersbrunst aus und äscherte viele Gebäude ein, darunter auch das Haus jenes Verwandten; der Kaufladen des Negers jedoch blieb verschont.

Da suchte der Neger den Brandgeschädigten auf, führte ihn in sein Haus, liess ihm Speise und Trank vorsetzen und brachte Zigarren zum Rauchen, die an einem Kerzenlicht angezündet wurden. Dann holte der schwarze Kaufmann jene Schuldscheine, auf welchen geschrieben stand, wieviel er von seinem Gast zu fordern hatte. Er drehte die Scheine zu einem Röhrchen zusammen, hielt sie an das Kerzenlicht und zündete damit eine Zigarre an, indem er sprach: „Ihre Schuldscheine sind verbrannt und ich verlange keine Bezahlung von Ihnen. Dem guten Pflanzer verdanke ich die Freiheit und meinen Reichtum. Es freut mich, dass ich einem Verwandten dieses edlen Mannes meine Dankbarkeit bezeugen kann.“

Quelle unbekannt.

Ein Mann, ein Wort

Ein Freund erzählte mir folgendes wahres Geschichtchen:

Einer meiner Bekannten, ein junger Schweizer, schiffte sich in Marseille nach Madagaskar ein, da er von einer portugiesischen Firma für drei Jahre als Kaufmann angeworben war. Die Anstellungsverhältnisse hatte man nur mündlich geregelt, da die Europäer wegen der Unerträglichkeit des Klimas ihren Aufenthalt oft vor der festgesetzten Zeit abbrechen müssen. — Auf dem Schiffe lernte der junge Mann einen andern Schweizer kennen, der in einem englischen Geschäft eine hohe Stellung inne hatte. Der neue Bekannte fand grossen Gefallen an dem jungen Landsmann

und anerbote ihm eine viel besser bezahlte Stelle in seinem Geschäft. Aber obwohl der Kaufmann nur sein Wort gegeben und keinen schriftlichen Vertrag abgeschlossen hatte, fühlte er sich verpflichtet, das glänzende Angebot seines neuen Freundes auszuschlagen. Er reiste nach Madagaskar und hielt dort drei Jahre in dem portugiesischen Geschäft aus. Diese männliche Festigkeit und Treue gefiel dem Schweizer im englischen Geschäft dermassen, dass er den jungen Landsmann beständig im Auge behielt und ihm nach Ablauf der drei Jahre eine Stellung verschaffte, die noch viel besser bezahlt war, als die ursprünglich angebotene.

Walter Hofmann, Zürich

Der Garten des Kalifen

Ein Kalif in Kordova hatte beschlossen, sich ein Gartenhaus vor der Stadt bauen zu lassen, und die Wahl des Platzes fiel auf den kleinen Garten einer armen Witwe. Als der Hofbaumeister den Plan für das Gartenhaus entworfen hatte, liess der Kalif die Besitzerin des Gartens kommen und schlug ihr vor, ihr denselben abzukaufen. Aber kaum hatte die Witwe den Vorschlag des Kalifen vernommen, als sie in entschlossenem Tone antwortete:

„Ali, was du verlangst, ist unmöglich, denn dieser Garten ist das einzige Andenken, das mir von meinem Manne geblieben ist. Selbst wenn du mir das Dreifache seines Wertes anbötest, so würde ich ihn dir nicht abtreten.“ „Ei“, rief der Kalif aus, „weissst du nicht, dass ich der Herr bin? Wenn du mir deinen Garten nicht verkaufen willst, so werde ich ihn dir nehmen, ohne ihn zu bezahlen“. Das geschah, und das Gartenhaus wurde gebaut.

In ihrer Not wandte sich die arme Witwe an den Minister des Kalifen namens Beschir. Das war ein gerechter Mann und weigerte sich nie, den Unglücklichen zu helfen, wenn er es vermochte. Er versprach der Witwe, dass er sich für sie wehren wolle.

Eines Tages sah der Kalif, der in seinem neuen Gartenhause sass, seinen Minister auf einem alten Pferde heranreiten. Beschir trug einen leeren Sack auf der Schulter und hielt einen Spaten in der Hand, wie wenn er ein einfacher Gärtner wäre. Der Kalif brach in schallendes Gelächter aus, als er seinen Minister in dieser Ausrüstung erblickte, und fragte ihn, was er wünsche. Beschir antwortete ernsthaft: „Ich bitte um die Erlaubnis, diesen Sack mit Erde aus diesem Garten zu füllen.“ Der Kalif nickte, und der Minister machte sich an die Arbeit. Als sie beendet war, fuhr er

fort: „Und nun wäre ich dir sehr dankbar, wenn du mir helfen wolltest, diesen Sack auf mein Pferd zu laden.“

Der Kalif, der an diesem Tage guter Laune war, ging darauf ein; aber kaum hatte er den Sack ein wenig emporgehoben, liess er ihn wieder fallen, indem er ausrief: „Wahrhaftig, es geht nicht, er ist mir zu schwer!“ Da versetzte der Minister in ernstem Tone: „Wenn der Sack, der nur ein winziges Teilchen des Gartens enthält, dir zu schwer ist, wie willst du dereinst, wenn du vor den obersten Richter trittst, den ganzen Garten tragen?“ Der Kalif sah seinen Fehler ein. Er umarmte seinen Minister, dankte ihm herzlich für seine Mahnung und gab nicht nur der Witwe ihren Garten zurück, sondern schenkte ihr auch das Gartenhaus mit allen darin befindlichen Kostbarkeiten.

Quelle unbekannt.

Ein richtiger Seemann

Ein Kaufmann, der seine erste Seereise machte, liess sich mit einem Matrosen in ein Gespräch ein und fragte ihn unter anderem, wie sein Vater gestorben sei. „Der ist im Meere ertrunken“, war die Antwort. „Und Euer Grossvater?“ fragte der Kaufmann weiter. „Auch ertrunken, und mein Urgrossvater auch“, erwiderte der Matrose. „Aber wie ist es möglich,“ rief der Kaufmann aus, „dass Ihr Euch nicht fürchtet, ferner auf die See zu gehen?“ Der Matrose sah den Kaufmann verwundert an und fragte: „Wo ist denn Ihr Vater gestorben?“ „Auf seinem Bette,“ lautete die Antwort. „Und Ihr Grossvater?“ forschte der Matrose weiter. „Auch auf seinem Bette, und mein Urgrossvater auch“, bemerkte der Kaufmann. „Und Sie fürchten sich nicht“, versetzte der Matrose, „ferner noch zu Bette zu gehen?“

Nach Büttner.

Wenn man zu schlau ist

Ein junger Mann rannte auf dem Bahnsteig hin und her, um einen bequemen Platz in dem Zuge zu finden, der eben abfahren sollte; aber alles war schon besetzt. Da ging der junge Herr zum letzten Wagen, nahm eine wichtige Miene an und rief mit lauter Stimme: „Alles aussteigen, der Wagen wird abgehängt!“

Die Fahrgäste sprangen auf, rafften ihr Gepäck zusammen und eilten in die vordern Wagen. Darauf machte es sich der junge Mann in dem leeren Abteil bequem, freute sich seiner List und wartete auf die Abfahrt des Zuges.

Nach einer Weile kam der Bahnhofsvorstand herein und fragte: „Sind Sie der Herr, der die Fahrgäste genarrt hat?“ „Jawohl“, antwortete der Schlaukopf lachend. „So, so“, grinste der Vorsteher, „ein Bahnbeamter hat Sie rufen hören, und da er glaubte, Sie gehören zur Aufsicht, hat er den Wagen abgehängt. Der Zug ist soeben weggefahren.“

Quelle unbekannt.

Der Bär im Schweinestall

Eines Abends kamen zwei Bärentreiber mit einem Tanzbären in ein Wirtshaus, das am Ende des Dorfes stand, und blieben dort über Nacht. Der Wirt hatte eben ein Schwein verkauft und sperrte den Bären in den leeren Stall.

Um Mitternacht kam ein Dieb auf den Zehen geschlichen und wollte das Schwein stehlen. Er wusste von dem Vorgefallenen nichts, öffnete leise die Stalltüre, ging hinein und ergriff im Finstern anstatt des Schweines den Bären.

Dieser fuhr fürchterlich brummend auf, packte mit seinen gewaltigen Prätzen den Dieb, der vor Schrecken und Schmerzen laut schrie, und liess ihn nicht mehr los.

Alle Leute in dem Wirtshause erwachten, standen auf und kamen herbei. Mit vieler Mühe erlösten die Bärentreiber den Dieb, der blutend und übel zugerichtet war, und überlieferten ihn dem Gerichte.

Nach Flury.

Der Ritt durch die Jauche

Ein Vagabund kam auf einen Bauernhof und bat an der Haustüre um eine kleine Gabe. Bald merkte er, dass nur ein achtjähriges Mädchen zu Hause war. Er wurde frech und verlangte Wurst und Brot. Das Mädchen aber verweigerte jede Speise. Zornig schlich der Landstreicher davon und öffnete aus Bosheit den nahen Schweinestall, um dessen Insassen in Freiheit zu setzen. Da stürzte ein grosser Eber heraus, fuhr dem Burschen zwischen die Beine, so dass dieser zum Reiten kam, und rannte mit ihm in die Düngergrube, die anderthalb Meter tief mit Jauche angefüllt war. Mit viel Mühe gelang es einigen Bauern, die zufällig des Weges kamen, den Burschen aus den duftenden Fluten zu retten. Die helfenden Männer lachten und spotteten; der arme Reisende aber suchte rasch das Weite.

Nach einem Zeitungsbericht von Jakob Keller, Zürich.

Max, der Schildbürger

Auf der Strasse rief der Gemüsehändler schöne, schwarze Kirschen zum Verkaufe aus. Max fragte die Mutter, ob er ein Kilo holen dürfe, und sie erlaubte es. Spornstreichs rannte er die Treppen hinunter; aber im Hausgang kam es ihm in den Sinn, dass er ein Gefäss hätte mitnehmen sollen. Also rannte er nochmals in den vierten Stock hinauf und holte das Kommissionenkörblein der Mutter, das in der Küche hing; dann stürmte er wieder hinunter. Ach, wie dumm! Erst jetzt kam es ihm in den Sinn, dass er ja das Geld vergessen hatte! Wie ein Räuber stürzte er wieder die Treppen hinauf und bat die Mutter um Geld. Sie lächelte und gab ihm ein paar Batzen. Zum drittenmal machte er sich auf den Weg; da er es aber zu eilig hatte, glitschte er auf der Treppe aus und musste sich am Geländer halten, um nicht hinzufallen. Dabei glitten ihm die Geldstücke aus der Hand und rollten die Treppe hinunter, das eine da-, das andere dorthin. Es ging eine geraume Weile, bis er alle gefunden hatte. Als er endlich vor die Haustüre trat, war der Mann mit dem Gemüseauto verschwunden. Max musste auf die Kirschen verzichten und dazu noch den Spott der Mutter einstecken.

Walter Hofmann, Zürich.

Fünf und zwei ist acht

Der Lehrer fragte einen kleinen Schüler: „Ludwig, wieviel ist fünf und zwei?“ Der Kleine antwortete: „Ich weiss es nicht, Herr Lehrer.“ Der Lehrer suchte dem Dummerchen die Sache zu erklären und sagte: „Wenn ich dir fünf Kaninchen schenke und dein Onkel dir noch zwei gibt, wieviel hast du dann?“ Die Antwort lautete: „Acht Kaninchen.“ Der Lehrer rief ärgerlich: „Aber Ludwig, pass doch auf, fünf Kaninchen und zwei Kaninchen gibt doch nicht acht Kaninchen!“. Der kleine Rechenkünstler aber liess sich nicht irre machen und sprach: „Es gibt doch acht, Herr Lehrer, weil ich zu Hause schon eines habe.“

Quelle unbekannt

Eine unerwartete Wendung

Ein Astronom schaute mit seinem Fernrohr nach der Sonne. Weil sich aber der Himmel mit Wolken überzog, richtete er das Rohr bald da-, bald dorthin auf die Erde.

Plötzlich erblickte er zwei Knaben in einigen Stunden Entfernung. Er sah sie so genau, als ob sie vor ihm stünden. Sie blickten um sich, wie wenn sie etwas Unrechtes im Schilde führten. Dann kletterte der eine auf einen Zwetschgenbaum, der vor ihm stand, und schüttelte kräftig, während der andere die herabfallenden Früchte zusammenlas und in die Tasche stopfte. Dann sprangen beide in den nahen Wald.

Der Astronom kannte jenes Dorf. Er verliess sein Fernrohr und schrieb schnell einen Brief an den dortigen Lehrer. Darin erzählte er, was er gesehen hatte, und beschrieb die Knaben ganz genau.

Der Lehrer wusste sofort, wen es anging, und liess die erschrockenen Bürschchen vor sich kommen. Er erklärte ihnen die Entdeckung durch den Astronomen und erzählte ihnen nachher von einem, der noch viel weiter schauen kann und dem keine Tat des Menschen verborgen bleibt.

Quelle unbekannt.

Warm und kalt

Es war einmal ein Mann, der schlug tief im Walde Holz. Zu diesem kam ein Waldmännlein, das gar freundlich zu ihm sprach. Es war aber sehr kalt; denn es war mitten im Winter, und der Mann, der Holz hackte, fror an die Hände. Er legte oft die Axt beiseite und hauchte in die hohlen Hände. Das Waldmännlein sah dies und fragte, was das zu bedeuten habe. Da erklärte ihm der Holzhacker, dass er durch den lauen Hauch seines Mundes die erfrorenen Hände erwärmen wolle. Das Männlein glaubte es und gab sich zufrieden.

Als die Mittagszeit kam, schickte sich der Holzhacker an, am Feuer sein Mittagsmahl zu bereiten. Das Waldmännlein schaute neugierig zu. Als das Essen fertig war und dampfte, wollte der Holzhacker nicht erst warten, bis es sich abgekühlt habe; denn er war sehr hungrig. Darum griff er mit dem Löffel zu, und weil die Speise noch recht heiss war, blies er mit vollen Backen darauf. Darüber verwunderte sich das Waldmännlein und fragte: „Ist das Essen noch nicht warm genug vom Feuer, dass du darauf bläst, wie vorhin auf deine erfrorenen Hände?“ Der Holzhacker erklärte ihm, dass er dies jetzt tue, um den heissen Bissen abzukühlen.

Das konnte das Waldmännlein nicht begreifen, und es sprach: „Du bist ein ganz unheimliches Geschöpf. Aus deinem Munde

kommt es einmal warm und einmal kalt. Nein, bei dir mag ich nicht länger bleiben!“ Und schnurstracks ging es davon, tief hinein in den dichten Forst. Das war aber ein gescheites Waldmännlein!

Quelle unbekannt.

Er muss von allem haben

Ein Bauer hatte sich gegen einen Edelmann vergangen. Dieser liess ihn vor sich bringen und sass zu Gericht über ihn. Damals waren die Edelleute zugleich die Richter über ihr Burggebiet. Er gab dem Bauer die Wahl zwischen drei Strafen: entweder sollte er fünfzig rohe Zwiebeln essen oder fünfzig Hiebe auf den blossen Rücken erleiden oder fünfzig Taler bezahlen.

Nun war der Bauer wohl reich genug und hätte das Geld leicht bezahlen können; aber er war auch nicht wenig geizig und sprach: „Ich will die Zwiebeln essen!“

Als er etliche mit Mühe hinuntergebracht hatte, war ihm der scharfe Geruch schon so in Nase und Auge gefahren, dass er das Unternehmen verzweifelt aufgab.

„Ich will die Hiebe erleiden!“ sprach er nun. Die Knechte zogen ihn aus und fingen an, ihm die fünfzig Streiche aufzuzählen.

Das hielt aber der Bauer wieder nur kurze Zeit aus. Dann tat ihm der Rücken so weh, dass er um Einhalt bat und ausrief: „Ich will zahlen!“ Unter dem Spott der Zuschauer zahlte er nun zu guter Letzt die fünfzig Taler.

Nach Joh. Pauli (16. Jahrhundert).

Der Postheiri und das Brot

In der Vorstadt wohnten hoch im Dachstock eines Miethauses zwei alte Jungfern. Wenn der Postheiri einen Brief oder ein Päcklein für sie hatte, schellte er sie nie an die Haustüre herunter, sondern stieg die Treppen hinauf. Denn jedesmal schenkten ihm die Schwestern ein Gläslein Kirschwasser oder ein süßes Klosterbronz ein. Deswegen scheute der Postheiri die dunkeln Stiegen nicht, sondern klopfte alle paar Wochen einmal an die Türe und legte den Brief oder das Päcklein auf den Tisch. Dann wartete er bescheiden, bis man ihn zum Sitzen einlud.

Einmal, als die eine das Gläslein vor ihn hinstellte und einschenkte, lag ein frischer Laib Brot auf dem Tisch und duftete gar verlockend in Heiris Nase. Die beiden Jungfern merkten, dass

er immer nach dem Brot schielte, und sagten: „Heiri, wenn du einen Mundvoll Brot willst, so hau nur ab!“ Der Postheiri griff nach dem Messer, bedankte sich und fragte: „Ist es gleich, wo ich anschneide?“ „Natürlich ist es gleich!“ meinte die ältere. „He nu!“ sagte der Postheiri, „wenn es gleich ist, so will ich ihn daheim anschneiden!“ legte das Messer weg, nahm das Brot unter den Arm, drückte auf die Türfalle und verschwand treppab.

Fritz Gassmann, Zollikon.

Wurst wider Wurst

Zwei junge Kunstmaler, die beide in ihrem Fache Hervorragendes leisteten, hatten gemeinsam eine Stube gemietet.

Der eine von ihnen nahm einst an einem Feste teil und kam abends spät nach Hause. Mit dem Stiefelknecht, der vor seinem Bette stand, wollte er die Stiefel ausziehen. Nach einigen vergeblichen Versuchen merkte er erst, dass sein Kamerad ihm den wirklichen Stiefelknecht verborgen und dafür einen täuschend ähnlichen auf den Boden gemalt hatte. Er zog die Stiefel mit den Händen aus so gut es ging und dachte: „Dir zahle ich's nächstens einmal heim“, während der andere sich ins Fäustchen lachte und dergleichen tat, als ob er schlief.

Nun fügte es sich nach einiger Zeit, dass eines Abends der Maler des Stiefelknechts ausging, während der andere zu Hause blieb. Dieser stellte einen Stuhl recht auffällig mitten in die Stube und setzte eine irdene Schüssel darauf, die er mit dem Rest der Mittagssuppe füllte. Dann legte er sich zu Bett, und als er seinen Freund kommen hörte, schnarchte er, wie wenn er im tiefsten Schlafe läge. Der Heimkehrende sah den Stuhl mit der Schüssel und meinte, diese sei nur hingemalt, wie der Stiefelknecht auf dem Boden, und der Freund hätte sicherlich seinen Spass daran, wenn er die Schüssel vergeblich wegzutragen versuchte. „Du erwischest mich ja nicht,“ sprach er spöttisch — und setzte sich in die Suppe hinein.

Einem alten Schwank nacherzählt von Walter Hofmann, Zürich.

Edisons Kniff

Der amerikanische Erfinder Edison besass ein Landgut, auf dem alle modernen Errungenschaften der Technik für die Bequemlichkeit des Menschen zur Verfügung standen. All diese Einrich-

tungen zeigte er einst einem Kreis von Bewunderern, welche die sinnreichen Maschinen und Apparate nicht genug loben konnten.

Nur ein Drehkreuz, das den Weg durch eine Allee im Garten versperrte und sich nur sehr schwer bewegen liess, erregte allgemeines Kopfschütteln; aber niemand wagte zuerst deswegen eine Einwendung zu machen oder eine Frage zu stellen, bis endlich ein junges Mädchen rief:

„Herr Edison, bei Ihnen ist alles so vorzüglich und zweckmässig eingerichtet, ausgenommen dieses schreckliche Drehkreuz. Wollen Sie es nicht ausbessern oder beseitigen lassen?“

„O nein“, sprach der Gastgeber lächelnd, „jede Person, die es bewegt, pumpt mir 15 Liter Wasser in mein Gartenreservoir!“

Nach einem franz. Examenzetteln der Sekundarschule.

Der Wert der Dinge

Als König Georg V. von England noch ein Knabe war, wünschte er einst ein teures Spielzeug zu kaufen, das ihm in die Augen stach, besass aber zu wenig Geld, da er von seinen Eltern ziemlich knapp gehalten wurde. Deshalb richtete er an seine Grossmutter, die Königin Viktoria, folgenden Brief:

Liebe Grossmutter! Ich habe gestern in einem Spielwarenladen ein sehr schönes Pferd zum Aufziehen gesehen und möchte es gerne kaufen, habe aber zu wenig Geld. Sei so gut und schicke mir ein wenig. — Dein Dich liebender Enkel Georg.

Die Königin antwortete ihm unverzüglich.

Lieber Georg! Mit Bedauern habe ich erfahren, dass Du dem Geld nicht Sorge tragen kannst. Dein Vater hat mir gesagt, dass Du alles verschwendest, was man Dir gibt. Das ist nicht recht. Du solltest den Wert der Dinge richtig kennen lernen. — Deine Dich liebende Grossmutter.

Zwei Tage später erhielt die Königin von ihrem Enkel folgenden Brief:

Liebe Grossmutter! Mit grosser Freude habe ich Deinen Brief erhalten, und ich danke Dir herzlich dafür. Ich habe ihn einem Buchhändler für fünf Pfund verkauft. Du siehst, dass ich nun den Wert der Dinge kenne. Nochmals vielen Dank. — Dein Dich liebender Enkel Georg.

Nach einem franz. Examenzetteln der Sekundarschule.

Ernst August von Hannover

König Ernst August von Hannover war sehr mässig und enthaltsam und erfreute sich gewöhnlich einer guten Gesundheit; aber wenn ihm doch bei irgend einer Gelegenheit seine Ärzte eine Medizin verschrieben, sagte der König stets zu seinen Dienern: „Stellt sie nur in den Schrank!“

Einmal war seine Majestät wirklich mehrere Wochen krank; aber sowie eine Flasche Medizin oder ein Pulver gebracht wurde, hiess es immer und immer wieder: „Stellt das Zeug nur in den Schrank!“ Nichts wurde eingenommen. Hunger und Geduld waren die einzigen Mittel, zu denen der König Zutrauen besass.

Endlich genas er, und eines Morgens war er früh aus dem Bette und angekleidet, ehe die Ärzte ihre Morgenvisite abgestattet hatten. Auf seinen Befehl musste ein Diener alle Arzneiflaschen, Pulver und Pillenschachteln aus dem Schrank nehmen und in einer Reihe rings im Zimmer aufstellen, so dass sie einen grossen Kreis bildeten.

Die Ärzte kamen, beglückwünschten den König zu seiner Genesung und priesen sein gutes Aussehen.

„Ja, meine Herren“, sagte darauf der König, „Gott sei Dank, es ist so. Aber sehen Sie her, zählen Sie das alles! Meinen Sie nicht, dass, wenn ich all das Zeug verschlungen hätte, ich längst zu den Toten gehörte?“

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.

Der König als Diebsgehilfe

Friedrich der Grosse ging eines Tages sinnend durch die Räume seines Potsdamer Schlosses. Da schreckte ihn ein Geräusch plötzlich aus seinem Sinnen auf. Emporblickend gewahrte er einen Mann, der, auf einem Stuhle stehend, sich im Schweisse seines Angesichts bemühte, eine Wanduhr abzunehmen.

„Die wird ausbesserungsbedürftig sein“, dachte der König, und dieses wurde ihm auf seine Frage hin bestätigt.

Ungeachtet seiner Königswürde kletterte Friedrich der Grosse ebenfalls auf den Stuhl und war dem Manne beim Abnehmen der Uhr behilflich. Was erst nicht hatte glücken wollen, das gelang bald den vereinten Kräften.

Freudestrahlend nahm der Mann die Uhr unter den Arm, sprudelte eine Menge Dankesworte hervor und entfernte sich mit vielen Bücklingen.

Noch war kein Tag vergangen, da wurde dem König berichtet, dass er es mit einem ganz gemeinen Dieb zu tun gehabt hatte, nicht aber — wie er irrtümlicherweise geglaubt — mit einem Uhrmacher.

Nun sass dieser Dieb im Gewahrsam, und der König sollte bestimmen, welche Strafe ihm zuerteilt werden solle.

Lächelnd drehte Friedrich der Grosse das Schriftstück hin und her; dann schrieb er auf den Rand: „Laufen lassen, weil ich selbst mitstehlen half.“

Nach der Zürcher Post.

Eine Lehre

Ein Bauer hatte einen Knecht, welcher manchmal über den Durst trank. Dabei wurde er im Dienste unzuverlässig, und der Meister sagte oft: „Es wäre schade, wenn der anschickige Bursche im Alkohol ertrinken sollte.“

Einmal ackerten Meister und Knecht mit zwei Pferden. Es war ein warmer Vormittag. Trotzdem sie kurz vorher das Neunuhrbrot genommen hatten, räusperte sich der Knecht an einem fort, als wollte er sagen: „Ist meine Kehle trocken!“ Wäre der Meister nicht bei ihm gewesen, so hätte er sicher sein Gelüste in der nächsten Wirtschaft befriedigt.

Der Meister verstand die wortlose Rede wohl, und deshalb befahl er dem Knechte, die Tiere auszuspannen und an den Bach zur Tränke führen. Der Knecht sah ihn gross an, wagte aber nicht zu widersprechen. Brummend zog er mit den Gäulen ab, kam aber bald wieder zurück. „Nun“, fragte der Bauer, „haben die Pferde nochmals getrunken?“ „Keines“, antwortete der Knecht, „das weiss doch jeder, dass die Pferde nicht mehr saufen, wenn sie am morgen richtig getränkt worden sind.“ „So, jeder weiss das?“ meinte der Bauer ernst, „aber nicht alle zeigen so viel Verstand, dass sie zu trinken aufhören, wenn der Durst gelöscht ist. Wenn du bei mir bleiben willst, so verlange ich von dir, dass du dich von nun an so verständig zeigst, wie die dir anvertrauten Tiere.“

Quelle unbekannt.

Bereute Roheit

Eben kam die arme Huber-Marei, die einen kleinen Höcker hatte, die Dorfstrasse hinauf, als Julius mit noch einem andern Knaben beim alten Speicher herumlungerte, der dicht an der Strasse stand. Wie die Marei am Speicher vorbeikam, so riefen sie ihr nach: „Högerli-Mei, gohst nonig hei?“ Die Marei erblickte die Knaben und drohte dem Julius, sie werde es seinen Eltern sagen; denn sie kannte ihn wohl, da sie bei seinen Eltern schon als Tagelöhnerin gearbeitet hatte. Aber beide Knaben lachten nur und machten ihr die lange Nase.

Tags darauf ging Julius mit einem ältern Knaben, namens Martin, zum ersten Mal in diesem Sommer in die Heidelbeeren. Es ging ziemlich weit in den Wald hinein, bis sie in eine Gegend kamen, wo es Heidelbeeren in Menge gab. Die beiden Knaben pflückten sehr emsig Beeren, und Julius hoffte, sein Krüglein eben so bald voll zu haben wie Martin. Wie Julius ein Plätzchen ums andere nach Beeren absuchte, entfernte er sich unvermerkt immer weiter von seinem Kameraden, der auch nicht immer am gleichen Orte blieb. Endlich wollte er doch wieder zu Martin zurückkehren, fand ihn aber nicht mehr, und er mochte ihm rufen, wie er wollte, er bekam keine Antwort. Da wurde ihm sehr bange, und er dachte, Martin sei schon heimgegangen. Er nahm daher sein Krüglein, um ebenfalls den Heimweg anzutreten. Aber er konnte den Fussweg, den sie hergekommen waren, nicht mehr finden und lief in der Angst durch Büsche und Dornen, bis er endlich auf ein Strässchen kam, das ihm noch ganz unbekannt war. Auf diesem Strässchen lief er fort, kam in eine breitere Strasse und hoffte auf dieser endlich an den Rand des Waldes zu kommen, von wo aus er das Dorf hätte sehen können. Aber der Wald wollte kein Ende nehmen und wurde sehr dunkel, denn links und rechts standen dicht beisammen hohe Tannen, die gar unheimlich rauschten.

Nun fing Julius laut an zu weinen und wusste nicht, sollte er wieder umkehren oder den Weg durch diesen unheimlichen Wald fortsetzen. Da hörte ihn eine Frau, die hier dürres Holz sammelte, und kam näher. Julius freute sich sehr, einen Menschen in dieser Einsamkeit anzutreffen, und er schöpfte wieder Mut. Aber wie erschrak er, als er in der Holzsammlerin die arme Marei erkannte, die er gestern so unflätig verspottet hatte! Er wagte kein Wort

zu ihr zu sagen. Die Marei aber sprach: „So, so, das ist ja der Juli! warum weinst du so, Buebli?“ „Ich habe den Martin nicht mehr gefunden und weiss den Weg nicht mehr heim“, antwortete dieser schüchtern. Da sprach die Marei: „Es würde dir eigentlich ganz recht geschehen, wenn du eine Zeitlang hier im Walde bei den Füchsen und Nachtkauzen bleiben müsstest, da du doch so grob und unartig bist gegen die Leute; ich hoffe aber, du werdest dich bessern und will dir den Weg zeigen, sei jetzt nur ruhig und weine nicht mehr. Sitz ein wenig ab, ich bin bald fertig mit meiner Bürde, dann kannst du mit mir kommen.“ Julius bat die Marei, immer noch mit Tränen in den Augen, um Verzeihung. Diese band ihre Bürde zusammen, nahm sie auf den Rücken und schritt dann, von dem Knaben gefolgt, heimwärts. Nach etwa zehn Minuten waren sie schon zum Walde hinaus, und der Kummer des Knaben verschwand gänzlich, als er vom Waldrande aus das heimatliche Dorf erblickte. Die Marei zeigte ihm dann noch den Weg über das Feld und ging hierauf, nachdem der Knabe ihr noch herzlich gedankt, ihrem Häuschen zu, das nahe am Walde stand.

Daheim angelangt, musste Julius erzählen, warum er allein heimkomme, und wer ihm den Heimweg gezeigt habe. Denn Martin kam erst etwa eine halbe Stunde später, nachdem er Julius im Walde lange Zeit umsonst gesucht hatte. Julius bat seine Eltern, der armen Marei am Sonntag ein Körbchen voll schöner Kirschen bringen zu dürfen, und sie erlaubten es gerne. Diese Kirschen freuten die Marei gar sehr. — Julius wurde mit der Zeit noch ein recht artiger und anständiger Knabe und beleidigte nie mehr arme Leute, sondern zeigte sich stets freundlich und gütig gegen sie.

Meyer.

Die Wasserspritze

Dietrich hatte eine grosse Wasserspritze. Er verbarg sich damit hinter dem Brunnen und spritzte unversehens Knaben und Mädchen und sogar Erwachsene, die da vorbeigingen. Da kam sein Schulkamerad Emil, den er nun auch spritzen wollte. Aber Emil rief: „Spritze mich nicht, ich will dir dann helfen einen lustigen Streich auszuführen; warte nur einen Augenblick!“ Vor dem Nachbarhause von Dietrichs Eltern sonnte sich eine zahme, zutrauliche Katze. Emil lockte die Katze zu sich heran und hob sie auf, dann sagte er zu Dietrich: „Spritze jetzt die Katze, während ich sie so halte; die wird dann schön knurren und zappeln!“ Während

nun Emil die Katze bei den hintern und vordern Beinen mit beiden Händen festhielt, spritzte sie Dietrich unbarmherzig. Die Katze wehrte sich wütend und strengte sich an, den beiden Peinigern zu entinnen, und es gelang ihr wirklich, mit den vordern Beinen loszukommen. Sie schnellte nun mit dem Kopf heftig zurück und biss Emil, der sie jetzt nur noch an den hintern Beinen festhielt, so heftig ins Handgelenk und kratzte ihn zugleich mit den Vorderfüßen so stark, dass er voll Schmerz und Schrecken losliess und die Katze entfliehen konnte. Die Hand war aber so jämmerlich zugerichtet, dass sofort der Arzt geholt werden musste. Dieser wusch ihm die Wunde aus und nähte ihm die wunden Stellen zusammen. Emil aber hatte noch viel auszustehen, bis die Hand wieder geheilt war.

Aber auch dem Dietrich ging es einmal nicht am besten. Wie er an einem andern Tage mit seiner Spritze wieder hinter dem Brunnen kauerte, so kam des Müllers Arthur mit einem Brückswagen und zwei Pferden vorbeigefahren. Und da Dietrich meinte, Arthur schaue nicht nach dem Brunnen hin, so spritzte er ihn schnell und traf ihn an den Hals. Arthur aber sprang schnell hinzu, nahm einen Satz über den Brunnen und hatte den bösen Buben in den Fingern, ehe es diesem gelang, sich nach Hause zu flüchten. Arthur trug ihn zurück zum Brunnentrog, indem er ihn bei den Beinen und am Kragen hielt, und drückte ihn dann für einen Augenblick ins Wasser. Und als er die Spritze am Boden erblickte, nahm er sie und schlug ihm damit ein paarmal derb auf den Rücken. Der Bube aber lief heulend nach Hause.

Meyer.

Bestrafte Unredlichkeit

Ein Bauer hatte einem reichen Fürsten eine Kuh verkauft, und sein Sohn Richard musste am folgenden Tag dem Fürsten die Kuh bringen.

Wie Richard mit der Kuh unterwegs war, tat diese sehr störrisch und war fast nicht mehr vorwärts zu bringen. Da begegnete er einem Manne, der ganz einfach gekleidet war und einen Morgenspaziergang machte. Richard kannte ihn nicht und wusste nicht, dass das der Fürst selber war. Er rief dem Manne: „Seid doch so gut und helft mir die Kuh dort hinaufjagen, ich gebe Euch gern die Hälfte des Trinkgeldes, das ich bekommen werde!“ Der Fürst half ihm. Unterwegs fragte er ihn, wieviel Trinkgeld er, der Knabe, wohl bekommen werde. Richard antwortete: „Ich weiss es nicht,

aber sicher werde ich etwas bekommen, des Herzogs Leute sind gut und geben immer ein Trinkgeld, wenn man ihnen einen Dienst erweist.“

Als sie beim Schloss angelangt waren, ging der Fürst von dem Knaben weg, gab einem seiner Diener ein Zwanzigfrankenstück und befahl ihm, es dem Knaben als Bringerlohn zu geben. Wie der Knabe zum Fortgehen bereit war, fragte ihn der Herzog, wieviel Bringerlohn er bekommen habe. „Einen Franken“, antwortete Richard, „und da ist Euere Hälfte, ein halber Franken“, und er übergab ihm 50 Rappen. „So, bist du sicher, dass du nur einen Franken bekommen hast?“ fragte der Fürst. „Ja, ich habe nicht mehr erhalten; glaubt Ihr, das sei nicht genug?“ gab der Knabe zur Antwort.

Da musste der Knabe mit dem Fürsten, den er immer noch nicht kannte, ins Schloss gehen, und der Fürst liess alle seine Diener in ein grosses Zimmer kommen. „Zeige mir den Mann, der dir den Franken gegeben hat!“ befahl der Fürst. Richard zeigte auf einen jungen Mann, welcher der Kellermeister des Fürsten war. Da fiel der untreue Diener dem Fürsten zu Füssen, bekannte seinen Betrug und bat um Verzeihung. Aber der Fürst befahl dem Kellermeister, dem Knaben das Zwanzigfrankenstück zu geben und entliess ihn für immer aus seinen Diensten.

Richard war ganz bestürzt, als er sah, dass der Mann, der ihm die Kuh hatte führen helfen, der Fürst selber war, und er dankte ihm herzlich für seine Güte.

Der Fürst aber hatte Freude an dem verständigen und artigen Knaben. Er liess ihn in die Schule schicken und sorgte für ihn. Richard wurde ein tüchtiger Mann, der viel Gutes wirkte. Dem Fürsten bewahrte er stets ein dankbares Andenken.

Aus „Les premiers pas“.

Ein mutiges Mädchen

Auf einer Strecke der Eisenbahnlinie von Toulon nach Paris hatte der Bahnwärter soeben seinen Besuch gemacht und alles in Ordnung gefunden. Als aber der Bahnwächter fort war, kamen böse Männer und wälzten schwere Steine auf die Schienen, um den bald nahenden Zug zum Entgleisen zu bringen.

Zufällig kam die elfjährige Olga Martin des Weges, und da ihr verstorbener Vater Bahnwächter gewesen war, so erkannte sie sogleich, was für eine grosse Gefahr dem Zug drohte.

Wie aber konnte sie, das kleine Mädchen, den gewaltigen Zug aufhalten, den sie schon von weitem heranbrausen sah?

Da kam ihr ein glücklicher Gedanke. Sie zog blitzschnell ihr rotes Unterröcklein aus und lief, indem sie dieses wie eine Fahne hin- und herschwenkte, gerade dem Zug entgegen. Der Lokomotivführer bemerkte die Kleine und konnte den Zug eben noch zur rechten Zeit aufhalten.

Erschrocken stürzten die Reisenden aus den Wagen. Wie aber erschrakten sie, als sie hörten, dass ein kleines Mädchen sie aus so furchtbarer Gefahr errettet hatte! Sie veranstalteten sofort eine Geldsammlung unter sich, die so reichlich ausfiel, dass es Olgas Mutter möglich ward, ihr Töchterchen etwas Tüchtiges lernen zu lassen.

Helene Stökl.

Brave Burschen

Es war Fastnacht. Aber die arme Witfrau im kleinen armseligen Stockerhäuslein hinter dem Dorfe Treuberg hatte nichts Lustiges vor sich. Mühselig verdiente sie mit Tagelöhnern grad so viel, dass sie und ihr einziges Kind, der zehnjährige Balzli, mager zu essen hatten. Balzli musste natürlich in die Schule, aber in der freien Zeit las er im Walde Holz und Tannzapfen zusammen, damit die Mutter abends eine Milchsuppe kochen oder ein paar Erdäpfel sieden konnte, wenn sie vom Taunen heimkam. Jetzt wurde der arme Balzli krank, mehr vor Hunger und Kälte als von sonst etwas. Du lieber Himmel, war das ein Elend im Stockerhäuslein! Die Mutter musste beim kranken Söhnlein bleiben und konnte nichts verdienen. Gute Nachbarsleute brachten wohl ein Körblein voll Dörrobst oder ein paar Eier oder ein Stücklein Fleisch. Aber es war kein Holz da, die Dinge zu kochen, weil der wackere Holzsammler krank im Bette lag.

Die Treuberger Buben wollten an der alten Fastnacht ein Fastnachtfeuer machen auf dem Stockerbühl. Sie hatten selber schon viel Holzzeug zusammengelesen im Wald und am Fluss und bei den reichen Bauern manche Reismelle dazu erbettelt. Sie hatten einen Haufen aufgeschichtet, schier so gross wie das Stockerhäuslein. Am Donnerstag-Nachmittag hatten sie grad beim Kilchmeier einen grossen Schlitten voll Staudenbündeli bekommen. Jauchzend und johlend schleppten sie ihn auf den Stockerhügel hinauf. Sie wollten grad ans Abladen gehen. Da kam der Schmid-

tenfranz dazu. Er war zwar kein besonders geschickter, aber ein sehr fleissiger, gutherziger, hochaufgeschossener Junge aus der Oberschule. Es hatte ihn alles gern. Der trat herzu und sprach: „Buebe, losid! Vori bi-n i bym Stockerbalzi gsy go luege, was er machi. Dä arm Tschumpel muess schier im Bett inne verfrüre. Es hed nid emol es Vörpfeister im Stübli, d' Schybe sind dick gfrore. Si Muetter hed grüsli 'briegget und gjommeret, de Balzli müess gwüss no stärke, wil s em nid chön heize; es heig nid emol Holz zum choche. Sägid, wärs nid gschyder, mer bringid das Holz do im Stockerbalzi und syner Muetter, weder do am Sunntig es Für z'mache für nüd und wider nüd?“

Die Burschen schauten einander einen Augenblick an. Dann riefen alle zusammen auf einmal: „Woll, mer wänd! Hohoho! Abe mit dem Holz zum Stockerhüsli abe! Hui! Hohoho!!“

Auf einmal hörte das Stockermuetterli draussen in dem leeren Geissenstall lautes Poltern und Reden und Rumoren. Es steckte den Kopf aus dem Fensterlein und sah, wie die Knaben Reisswellen herbeitrugen und lachend in den Geissenstall warfen. Da rief ihm der Schmidtenfranz zu: „Jetzt, Stockermuetter, chast im Balzi yfüre! Mach nur, ass er gly wider zwäg chunnd! Me bringid nomeh! Alle, Buebe, hüpp!“ Das letzte Stümpchen holten sie herbei und schichteten es schön am Schermen auf. Das Stockerfraueli weinte vor Dankbarkeit und konnte schier nicht reden vor Freude: „Vergält's Gott, Buebe, vergält Ech's de lieb Gott!“ — Am Sonntag stand die Geschichte in der Zeitung, und die Treuberger Buben haben sich mit ihrer schönen Tat mehr Ehre erworben als mit dem grössten Fastnachtfeuer. „Brave Burschen!“ hats am Schluss geheissen.

Roos.

Ein edler Herr und ein dankbarer Diener

Ein englischer Arzt, namens Rowland Hill, befand sich eines Abends auf einsamer Strasse auf dem Heimwege. Da stand plötzlich ein Strassenräuber vor ihm, hielt ihm die geladene Pistole entgegen und forderte sein Geld. Der Arzt erschrak nicht sehr, sondern sprach: „Das bisschen Geld, das ich bei mir habe, kann Euch wenig helfen; aber ich möchte Euch einen guten Rat geben, der Euch zufrieden und glücklich macht, wenn Ihr ihn befolgt. Gebt Euer gottloses und verbrecherisches Leben auf und werdet ein braver, arbeitsamer Mensch, damit Ihr nicht einst von Henkers-

hand oder im Zuchthaus sterben und Gottes Strafe im Jenseits fürchten müsst!“ Da entgegnete der Strassenräuber: „Ich bin Kutscher gewesen und dann um meine Stelle gekommen und habe nachher nirgends mehr Arbeit bekommen, weil ich kein gutes Zeugnis vorweisen konnte, und deshalb bin ich zuletzt ein Räuber geworden!“ Der menschenfreundliche Arzt sprach nach kurzem Besinnen: „Wohlan, so will ich Euch Arbeit und Verdienst geben; Ihr könnt bei mir als Diener eintreten!“ Der Räuber war ganz gerührt, bat den Herrn um Verzeihung und nahm die Stelle an; er versprach sich gut zu halten und konnte schon am folgenden Tage seine Stelle antreten. Er führte sich sehr gut auf, war treu und zuverlässig, verständig und fleissig, und dabei bescheiden und gottesfürchtig und bezeugte auf diese Weise seinem edlen Herrn die grösste Dankbarkeit. Über 30 Jahre stand er im Dienste des Arztes, und sein Hinscheid wurde von allen, die ihn kannten, sehr betrauert. Sein Herr hielt ihm eine Leichenrede, worin er erzählte, wie er zu diesem guten und treuen Diener gekommen sei. Die Leute waren über das Vernommene sehr erstaunt; denn niemand hatte etwas davon gewusst, dass dieser rechtschaffene Mann und gute Diener in seinen jungen Jahren auf so bösen Wegen gewandelt war.

Nach Herzog.

Der ehrliche Knabe

Ein Herzog von Braunschweig ging einst in einer fremden Stadt spazieren. Da begegnete ihm ein armer Knabe und bat ihn um einen Groschen, weil seine Mutter krank wäre. Der Herzog sagte dem Knaben, er hätte keinen Groschen, sondern nur Dukaten bei sich, und ein Dukaten wäre zu viel für ihn. „Ach, lieber Herr“, sagte der Knabe, „geben Sie mir einen Dukaten, ich will ihn wechseln lassen und Ihnen Kleingeld bringen!“ Der Herzog lachte, gab ihm einen Dukaten und sagte: „Komm bald wieder und bringe mir das Geld!“ Bei sich selbst dachte er aber, der Knabe werde nicht wiederkommen, sondern mit dem Dukaten davongehen. Der Junge blieb auch ziemlich lange aus, und der Herzog glaubte gewiss, dass der Knabe nicht mehr kommen werde. Aber er kam, brachte das kleine Geld und bat um einen Groschen. Der Herzog sprach: „Du gefällst mir, Kleiner! Aber warum hast du den Dukaten nicht lieber behalten?“ „Weil ich kein Dieb sein mag!“ sagte der Knabe. „Meine Mutter stiehlt auch nicht, sie hungert lieber.“ Der Herzog

gab nun dem ehrlichen Knaben all das kleine Geld und sagte, seine Mutter solle zu ihm kommen, wenn sie gesund sei. Die Mutter kam, und der Herzog schenkte ihr so viele Dukaten, dass sie nicht mehr zu hungern brauchte. Den Knaben aber nahm er mit sich, gab ihm gute Kleider und liess ihn ein Handwerk lernen. Er war fleissig, wurde mit der Zeit ein reicher Mann und konnte seine alte Mutter ernähren.

Meyer.

Der Liebling des Löwen

In Manchester (England) schlug ein Zirkus, verbunden mit Menagerie, seine Zelte auf. Die Leute strömten massenhaft herbei, um sich an den so seltenen Schaustellungen zu ergötzen. Eines Tages kam auch ein Mann mit einem Hündchen. Dieses Hündchen war soeben gebissen worden von einem andern Hunde, mit dem es in Streit geraten war. Der andere war gross und stark; darum ist es nicht zu verwundern, wenn der Kleine den Kürzern zog. Aber der Herr dieses Hündchens begriff das nicht und war wütend, dass sein Hündchen nicht den fremden, grossen Hund überwältigt hatte. Und dieser grausame Mann schlug und verwundete das arme Tierchen, das ohnehin schon niedergeschlagen war und blutete, noch mehr. Dann rannte er mit ihm zur Menagerie; am Käfig des Löwen angelangt, schob er den Hund zwischen den Eisenstäben des Gitters durch, in der Meinung, der Löwe werde nun aufspringen, den Hund packen und ihn augenblicklich verschlingen.

Aber es geschah etwas ganz anderes. Der Hund schien die Gefahr zu begreifen, in der er sich befand; stöhnend und sich sträubend streckte er sich nieder und rutschte bis in die entfernteste Ecke des Käfigs. Der Löwe heftete seine Blicke auf ihn; aber er bewegte sich nicht. Endlich schien der Hund Mut zu bekommen, schlich sich allmählich an den König der Wälder heran und sah furchtsam zu ihm auf, als wollte er ihn fragen: Willst du nicht Erbarmen haben mit einem armen Hunde?

Zur grossen Verwunderung aller Anwesenden stellte der Löwe sich freundlich neben das schwache Tier und beugte seinen edlen Kopf über dasselbe, als wollte er sagen: „Fürchte dich nicht, mein lieber Kleiner, ich bin dein Beschützer, niemand soll dir ein Leid tun.“

So grossmütig handelte der Löwe, der mit einem einzigen Schlage seiner furchtbaren Tatze den Hund hätte zerschmettern können.

Dem Eigentümer des Hundes war inzwischen der Zorn vergangen, und er wünschte den Hund wieder zu besitzen. Er ging zum Direktor der Menagerie und bat ihn, ihm das Tier herauszugeben. „Bist du es nicht selbst, der den Hund in den Zwinger geworfen hat?“ fragte der Direktor. „Wenn du den Hund wieder haben willst, so gehe nur selbst in den Käfig, ihn wieder zu holen.“

Der Mann trat an den Käfig heran und begann dem Hund zu rufen. Aber der Hund gab ihm kein Gehör; es war, als ob er sagen wollte: „Nein, nein, ich komme nicht wieder; ich habe einen bessern Herrn gefunden und will bei diesem bleiben.“ Der andere fuhr fort ihn zu rufen, ihm zu pfeifen, zu schmeicheln und Koseworte zu sagen. Umsonst! der Hund blieb stumm und unbeweglich.

Da wurde der Mann ungeduldig, fing an zu schimpfen und zu schreien und stiess gegen den Hund Drohungen aus. Siehe, da erhebt sich der Löwe, richtet auf den Mann draussen seine flammenden Blitze und hebt ein furchtbares Brüllen an. Dieser aber entfloh eilends unter dem Gelächter der Anwesenden.

Der Löwe litt es nie, dass man ihm den Hund wegnahm, und so lange dieser lebte, blieben sie Freunde.

Aus dem Italienischen übersetzt.

Der Fuchs im Weinberg

(Aus dem Talmud)

Ein Fuchs wollte in einen Weinberg eindringen; aber es war eine hohe Mauer ringsum, die ihm den Eintritt verwehrte. Nur ein enges Loch war in der Mauer; allein der Fuchs war zu fett, um durch dasselbe schlüpfen zu können. Was tat nun der schlaue Reineke? Er hungerte drei Tage lang; dadurch wurde er so mager, dass er sich durch das Loch zwängen konnte. Nun tat er sich an den Trauben gütlich, bis er genug hatte. Als er aber wieder hinaus wollte, war sein Bäuchlein so angeschwollen, dass er nicht hinaus konnte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, er musste abermals drei Tage fasten, um sich zu entfetten. Als er wieder im Freien war, drehte er sich um und rief: „O Weinberg, wie schön bist du, und wie süss sind deine Früchte. Aber ach! mager, wie ich hineinging, komme ich wieder heraus!“

Nach einer religiösen Zeitschrift.

Heldentat des Schimpansen Toto

Der Schimpanse Toto im Berliner Zoologischen Garten hat in einem heldenhaften Kampf dem Affenwärter Wilke das Leben gerettet. — Der Wärter wurde während einer Vorführung plötzlich von dem riesigen Gorilla Bobby, dem „König des Affenhauses“, angegriffen. Das gewaltige, mehrere Zentner schwere Tier stürzte sich auf den Wärter und begann ihn fürchterlich zu bearbeiten. Der im gleichen Käfig gehaltene Schimpanse Toto ergriff die Peitsche des hilflos unter dem Gorilla liegenden Wärters und schlug damit auf Bobby los, bis dieser seinen Angriff auf den Wärter aufgab. Auf die Schreie des Publikums eilten mehrere Wärter herbei, die Wilke schliesslich aus seiner gefährlichen Lage befreien konnten. Er erlitt ziemlich starke Verletzungen und hat sein Leben nur dem klugen und tapferen Schimpansen Toto zu verdanken.

Nach einem Zeitungsbericht.

Die Reisegefährten

Vor dem Tore einer Stadt traf ein lahmer Pudel mit einem hinkenden Kater zusammen. „Oh“, rief der Kater, „wie freue ich mich, dass ich einen Gefährten finde, der mir nicht davonläuft und mich nicht verspottet.“ Der Pudel war es zufrieden, dass sie zusammen wanderten, und sie wurden unterwegs immer bessere Freunde. Da erzählte einer dem andern seine Schicksale. Der Pudel sprach: „Wenn ich daran denke, wie ich lahm geworden bin, so tut mir immer mein armer Herr leid; den haben die Räuber im Walde totgeschlagen und mir, weil ich ihn verteidigte, das Bein zerschmettert.“ „Da wäre ich lieber davongelaufen“, sagte der Kater, „denn ein Beinbruch tut weh. Ich hätte mich auch gern davongemacht, als mir der verwünschte Koch mit seinem Hackmesser das Bein zerschlug.“ „Was hattest du denn dem Koch getan?“ fragte der Pudel. „Ei“, erwiderte der Kater, „ich wollte mir ein Rebhühnchen holen, das auf der Herde stand und gar zu angenehm roch.“ „So“, sagte der Pudel, „du bist lahm geworden, weil du gestohlen hast. Das ist mir leid; dann können wir nicht weiter zusammen reisen.“ Und er schlug einen andern Weg ein.

Nach Curtmann.

Warum Hund und Katze einander feind sind

Die Tiere hatten einmal wichtige Dinge zu beraten, und es wurde eine grosse Versammlung ausgeschrieben, zu der alle Tierarten je einen Abgeordneten schicken sollten. Da kamen Vögel und Fische und Vierfüssler von allen Gattungen herbei, bis alle beisammen waren. Nur das Kamel fehlte noch.

Als es immer und immer noch nicht kommen wollte, beschliessen die Tiere, einen Gesandten zu dem Kamel zu schicken. Sie losten, wer das sein sollte, und das Los traf den Hund. Der aber sagte:

„Wie soll ich das Kamel finden? Ich habe noch nie eines gesehen und kenne es nicht.“

„Das kannst du leicht finden und erkennen“, erwiderten die Tiere, „es hat ja einen Buckel auf dem Rücken.“

„Dann werde ich es schon bringen“, sprach der Hund und lief fort.

Nachdem er eine Zeitlang gesucht hatte, fand er eine Katze, die gerade einen Buckel machte. Er lud sie höflich zum Mitgehen ein, und sie folgte ihm willig in die Versammlung.

Als sie dort angekommen waren, rief der Hund: „Hier bringe ich das Kamel“, und stellte die buckelnde Katze vor.

Diese aber ward zornig, sprang ihm ins Gesicht und kratzte ihn. Seither sind Hund und Katze einander spinnefeind.

Nach Birlinger.

Sehr richtig

Der bekannte englische Rechtsgelehrte Lambert hatte eine kleine Nichte, die er sehr liebte und auf die er auch sehr stolz war, weil ihm das Kind häufig Beweise grosser Intelligenz gab.

Eines Tages sass er in seinem Arbeitszimmer, als die Kleine hereintrat und mit ernster Miene zu ihm sagte:

„Lieber Onkel, ich möchte dir einmal eine juristische Frage vorlegen.“

„Bitte, mein Herzchen“, versetzte der Onkel, dem der Ernst des Kindes grossen Spass machte, „um was handelt es sich denn?“

„Lieber Onkel“, sagte das kleine Mädchen, „wenn man einen Truthahn hat und der Truthahn auf den Hof eines andern Mannes geht und dort ein Ei legt, wem gehört dann das Ei?“

Der grosse Rechtsgelehrte lächelte nachsichtig und sprach: „Das Ei würde dem Besitzer des Truthahns gehören. Doch er könnte von der Polizei bestraft werden, weil sein Truthahn widerrechtlich einen fremden Hof betreten hat.“

Das Kind schien über diese Erklärung lange nachzudenken; dann sagte es plötzlich mit demselben Ernst, den es schon vorher gezeigt hatte:

„Onkelchen, das stimmt nicht.“

„Wieso stimmt es nicht?“ fragte der Rechtsgelehrte lächelnd.

„Nein, es stimmt ganz gewiss nicht“, wiederholte die Kleine, „denn ein Truthahn kann ja gar keine Eier legen.“

Nach „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“.

Gleiches mit gleichem

Ein Freund übergab mir vor einer Reise, die er auszuführen gezwungen war, seinen Hund, einen prachtvollen Neufundländer, in Pension.

Der Hund hatte die unangenehme Eigenschaft, sich mit Vorliebe in meinen bequemen Lehnstuhl zu setzen, und wenn ich mirs darin behaglich machen wollte, fand ich regelmässig meinen Lieblingsplatz schon durch den Neufundländer besetzt.

Als ich es einmal wieder so traf, lockte ich das mächtige Tier durch eine List von seinem Sitze. Ich trat ans Fenster und rief: „Eine Katze, eine Katze!“ Sogleich sprang der Hund auf, stürzte sich ans Fenster und hielt Umschau nach der Katze, die nicht da war. Ich aber machte mirs unterdessen in dem wiedereroberten Stuhl bequem.

Mein Neufundländer merkte sich sofort die neue Kriegslist. — Als er nach einigen Tagen ins Zimmer stolzierte und seinen behaglichen Ruheplatz mit Beschlag belegen wollte, fand er zu seiner Enttäuschung mich bereits darauf sitzen. Er liess sich nichts anmerken, sondern trottete ans Fenster, legte die Vorderpfoten auf den Fenstersims und schaute angelegentlich hinaus. Auf einmal fing er wütend an zu bellen.

„Was hat denn nur der Hund, was ist denn da los?“ dachte ich, erhob mich, trat ans Fenster und guckte neugierig hinaus, bemerkte jedoch nichts Auffälliges. Als ich mich aber umdrehte, sah ich zu meinem Gaudium, dass der schlaue Hund es sich inzwischen in dem verlassenen Lehnstuhl bequem gemacht hatte.

Nach „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“.

Bube und Bock

Es war einmal ein Bube, der wollte lieber essen als lesen, hielt mehr von Nüssen als vom Wissen. Darum nannten ihn die Leute den „Faulen“. Das wollte ihn aber sehr verdriessen, und er dachte: „Wart', ich wills euch allen zeigen, wie ich fleissig bin“, nahm sein Lesebuch und ging hinunter auf die Strasse. Auf der Strasse lag ein dicker Baumstamm; auf den setzte sich der Knabe. Dort mussten alle Leute vorbei. Er nimmt das Buch auf den Schoss, hält's aber verkehrt, so dass die Buchstaben alle auf dem Kopfe stehen. Da sitzt er, guckt hinein und baumelt mit den Beinen. Bald nickt er aber mit dem Kopfe; denn er ist eingeschlafen.

Wer kommt um die Ecke am Gartenzaun? — Der Ziegenbock ist's, ein munterer Gesell, der seine Kopfarbeit wohl gelernt hat und es darin mit jedem aufnimmt; denn seine Hörner sind gross und seine Stirne ist hart. Der tritt zu dem schnarchenden Buben und sieht ihn nicken. „Hei!“ denkt er, „meinst du mich? Ich bin schon dabei!“ Er stampft mit dem Vorderbein und geht einige Schritte zurück. Der Junge nickt weiter. „Gleich!“ meint der Bock, nimmt einen Anlauf, bäumt sich auf den Hinterbeinen empor und „Puff!“ gibts einen Stoss: — der Bock an des Buben Kopf; der Bub rückwärts hinunter vom Baumstamm, das Buch empor, hoch in die Luft! Heulend rafft der Junge sich auf und eilt in das Haus. Hat er keine Buchstaben im Kopf, hat er doch eine Beule daran. Der Bock steht aber verwundert im Wege über den zu leichten Sieg und wartet, ob wieder ein Bub kommt, der nichts gelernt hat und auf der Strasse dann einschläft.

Von H. Wagner.

Der kluge Esel

Einst ging ich in einem schönen, weitläufigen Park, der zu einem Schlosse gehört, spazieren. Da es meine Gewohnheit ist, so oft ich einen Wald oder einen Park besuche, stets etwas Näscheri, als Backwerk, Nüsse, Obst, mit mir zu nehmen, um es an geeigneten Plätzchen für Vögel, Eichkätzchen und andere Waldtierlein niederzulegen, so hatte ich auch diesmal einen guten Vorrat in meiner Rocktasche, und siehe, es war nicht vergebens! Denn kaum erging ich mich eine Weile auf den schönen Parkwegen, so kam ein sehr hübsches, dunkelgraues, wohlgepflegtes Eselein des Weges. Es mochte wohl zum Schlosse gehören, denn es war rot gezäumt, hatte rote Bänder in die Mähne eingeflochten und sah

ganz stattlich und vornehm aus. Sogleich griff ich in meine Tasche und bot ihm ein Stückchen Kuchen an, neugierig, ob der feine Herr meine Gabe annehmen werde. Der schien aber ein Näscher zu sein; denn kaum sah er den Kuchen, so kam er ganz zutraulich zu mir, nahm ihn gar zierlich aus meiner Hand und liess sich vortrefflich schmecken. Nun glaubte ich unsere gegenseitige Bekanntschaft beendet, doch dies war nicht die Meinung des Esels, denn er schloss sich mir ganz vertraulich an, ging knapp an meiner Seite und wollte von einer Trennung nichts wissen. Welchen Weg ich auch einschlagen mochte, der Esel trabte stets neben mir und trieb seine Vertraulichkeit sogar so weit, dass er meine Tasche beschnupperte und gute Lust zeigte, dieselbe auf ihren Inhalt zu prüfen, indem er mich mit seinen schönen, klaren Augen freundschaftlich anblinzelte, als wollte er sagen: „Du hast gewiss noch mehr von solchen Kuchen, gib sie doch heraus!“ Selbstverständlich erfüllte ich den Wunsch des netten Bittstellers und gab und gab, solange mein Vorrat reichte. Aber endlich war dieser erschöpft, was nun? Der Esel wollte es mir nicht glauben und blieb mir zur Seite, obwohl ich ihm mehrmals bedeutete, er möge nun ins Schloss zurückkehren. Solange ich im Parke blieb, liess ich mir die Gesellschaft des schönen Tieres gerne gefallen, als ich aber den Heimweg antrat und mich hinaus auf die Strasse wendete, da wurde mir solche Begleitung doch etwas unbequem, und ich beschloss, deutlicher zu werden. Ich blieb stehen, streichelte ihm sein glänzendes Fell und wendete hierauf meine leere Tasche gänzlich um. Dies verstand das kluge Tier sogleich, warf mir noch einen Dankesblick zu, dann machte es kehrt und trabte nach dem Schlosse zurück.

Nach M. Wastl,

Der kluge Vogel

Ein Professor hatte einen Kanarienvogel, der sehr zahm war. Wenn sein Herr pfiiff, kam er aus dem Käfig, dessen Türe immer offen stand, setzte sich auf den Schreibtisch und sah neugierig zu, wie der Herr Professor schrieb.

Wollte der Professor dem Vogel eine Freude machen, so nahm er ein Stücklein Zucker zwischen die Lippen. Sogleich kam dann das Vögelchen und pickte eifrig mit seinem Schnabel an dem Zucker. Zum Dank rieb es sein Köpfchen dann liebkosend an der Wange des gütigen Spenders.

Der Herr Professor hatte die Gewohnheit, am Abend im Bette noch eine Zigarre zu rauchen. Einmal schlief er dabei ein. Er konnte jedoch noch nicht lange geschlafen haben, als ihn ein Schmerz an seinen Lippen weckte. Er fuhr aus seinem Schlummer auf und sah, dass die Stube ganz mit Rauch gefüllt war. Die brennende Zigarre war seinem Munde entglitten und hatte das Oberbett angezündet. Das kluge Vögelein sass, ängstlich mit den Flügeln schlagend, auf dem Kopfkissen seines Herrn. Es hatte ihn so lange in die Lippen gepickt, bis er erwacht war.

Nach einem Zeitungsbericht.

Ein Schlaumeier

Ein Pfarrer erzählte mir neulich von seinem Hansi. Das war nicht etwa ein Wienerbub, auch kein Kanarienvogel, sondern eine ganz simple Krähe. Wie er ins Pfarrhaus kam, weiss ich nicht, aber seit Jahren wohnte er da und fühlte sich auch ganz daheim, so dass er im Studierzimmer des Hausherrn, wie in der Küche, in seinem schwarzen Röcklein herumstolzierte, als wäre er der Herr Pfarrer selber. Das Pfarrhaus stand dicht neben der Kirche, von dieser nur durch ein Strässlein getrennt. War eine Beerdigung und kam der Leichenzug langsam daher, so wollte der Hansi auch dabei sein, hatte er doch einen glänzend schwarzen Anzug so gut wie der Herr Pfarrer und die Mannen alle, die dabei waren. Er benahm sich aber nicht immer mit der rechten Würde, sondern hatte oft dumme Streiche im Kopfe und pflegte mit Vorliebe die Herren unten an den Hosenbeinen zu zupfen, bis sie sich erstaunt nach ihm umsahen und ihn fortjagten.

Der Hansi war nicht auf den Kopf gefallen. Das zeigte folgender Fall. Der Pfarrer sass einmal nach dem Mittagessen noch am Tisch und hatte vor sich ein Glas Wein. Der Vogel, frech und ungeniert, wie er war, spazierte fröhlich über das Tischtuch und streckte seine Nase, will sagen seinen Schnabel, in das Glas, als wollte er die rote Trinksame auch einmal probieren. Der Pfarrer lachte und streckte ihm das Glas noch näher hin: „Nimm nur, Hansi, nimm nur, wenn du willst!“ Und wirklich schlürfte er den Wein ein, als wäre es Zuckerwasser. Was geschah nun nachher? Der Hansi watschelte auf dem Tisch herum, so vergnügt und so übermütig wie noch nie. Er torkelte hin und her, legte sich auf den Rücken und streckte die Beine in die Luft, stiess Laute aus, die man sonst nicht von ihm hörte und machte einen grossen

Spektakel. Wahrhaftig, der Hansi hatte einen Rausch, einen regelrechten Rausch! Dann kam der zweite Teil. Er fing an zu jammern, herumzuliegen, die Beine zu strecken, als wäre er lebensmüde. Aha, der Hansi hatte seinen Katzenjammer. Das war nur natürlich nach seiner unmässigen Zecherei.

Einige Tage waren vorüber. Wieder sass der Pfarrer am Tisch hinter einem Glase Wein. Wieder kam der Hansi gewatschelt, übers Tischtuch her, als wollte er seinem Herrn etwas Gesellschaft leisten. Dann stand er vor dem Glase still, als würde er erschrecken in Erinnerung an böse Dinge. Wieder lacht der Pfarrer: „Nimm, Hansi, komm, nimm nur!“ und stellt das Glas vor ihn hin.

Wisst ihr, was der Hansi nun tat? Er sah den Verführer an mit schlaun Glürli Augen, als wollte er sagen: „Häscht gmeint!“ Dann, wie in plötzlichem Zorn, packte er das halbvolle Glas mit seinen Krallen und warf es samt Inhalt auf den Stubenboden, dass es in Scherben ging und der Wein durch die Stube floss.

War das nicht ein gescheiter Bursche, der Hansi? Der war klüger, als mancher Mensch, ein Schlaumeier, der nicht zum zweiten Male so dumm tun und sich einen Katzenjammer holen wollte.

Adolf Maurer, Zürich.

Maikäferfang

An einem milden Frühlingsabend flogen die Maikäfer in grossen Schwärmen und setzten sich auf Bäume und Sträucher. Wir Kinder jauchzten vor Freude und jagten den surrenden Gästen in Hof und Garten nach. Da sagte der Vater beim Nachtessen zu mir: „Morgen kannst du mit mir auf den Maikäferfang. Du weisst ja, wie sie schaden“.

Morgens drei Uhr weckte mich der Vater. Es war noch finstere Nacht, als wir das Dorf verliessen. In jedem Hause flackerte ein Lichtlein auf; denn überall rüsteten sich die Bauern zur gleichen Arbeit, die wir vorhatten. Der Vater führte auf dem Schubkarren einen grossen Sack und ein paar alte Leintücher mit. Ich trug die alte Milchtanse am Rücken. So stiegen wir den Berg hinauf.

An einem günstigen Platz am Waldrande hielten wir an. Junge, frisch belaubte Eichen standen da. Der Vater fing an zu schütteln. Die schlafenden Käfer prasselten herunter. Steif und starr blieben sie auf den ausgebreiteten Tüchern liegen. Wir streiften sie zusammen und leerten die Käfer in den Sack und nachher auch in

die Tanse. So befreiten wir Baum um Baum von den gefräßigen Feinden.

Die aufsteigende Sonne weckte die hungrigen Flieger wieder. Ein Surren und Summen ging durch die Wipfel der Bäume. Jetzt nützte das Schütteln nichts mehr. Die Käfer flogen auf, dem Licht und der Wärme entgegen. Wir packten unsere Tücher zusammen. Der gefüllte Sack wurde auf den Schubkarren gelegt, und der Vater fuhr bergab. Ich setzte meine Tanse auf einen Baumstrunk, schlüpfte in die Riemen und folgte dem Vater.

Als wir auf die breite Landstrasse hinunter kamen, stellte er den Schubkarren nieder und ruhte aus.

„Wo hast du den Tansendeckel, dummer Bub?“ fuhr er mich plötzlich zornig an. „Dir fliegen ja alle Maikäfer fort. Hörst du ihre Musik über deinem Kopfe nicht?“

Erschrocken stand ich vor dem Vater; ich hätte mir in der Aufregung nicht zu helfen gewusst. Er aber besann sich schnell und stopfte ein Leintuch in die Tanse. So blieben die meisten Käfer gefangen. Er nahm mir die Brente vom Rücken und hiess mich den Deckel holen. Der lag noch, wo ich ihn hingelegt, am Fuss einer hohen Tanne. Wie ein gescheuchtes Reh sprang ich bergab. Die Tanse erhielt wieder ihren richtigen Verschluss, und wir wanderten heimwärts. Die Mücken tanzten in der Morgensonne. Da gönnte ich auch den entwischten Maikäfern ihre Freiheit.

Den andern ging es schlimm genug. Als wir heimkamen, standen zwei Pfannen kochendes Wasser bereit. Mit diesem wurden sie verbrüht und getötet.

Ich aber bekam trotz meiner Vergesslichkeit für meine Mitarbeit ein paar Batzen Marktgeld.

Jakob Keller, Zürich.

Mein Jugendkamerad

Da ich von sieben Geschwistern das jüngste war, wir ausserdem ausserhalb des Dorfes wohnten, fehlten mir die jüngeren Geschwister als Spielkameraden. Das natürliche Bedürfnis des Kindes nach Gesellschaft, nach Kameradschaft suchte daher Ersatz und fand ihn in unserem prachtvollen Neufundländer. Gross, mächtig und eindrucksvoll lebt er noch in meiner Erinnerung. Wir waren unzertrennlich. Kein Botengang ins Dorf konnte ausgeführt werden ohne ihn, bei allen Unternehmungen war er mein unzertrennlicher Begleiter. In seiner Begleitung fühlte ich mich ge-

borgen, wenn er bei mir war, konnte mir nichts geschehen. Er war so treu, wie es eben nur Hunde sein können.

Er hatte nur eine schlimme Eigenschaft: er war bissig. Nicht uns, sondern allen fremden Personen gegenüber. Durch nichts war ihm diese Untugend abzugewöhnen. Sie kostete meinen Vater unter anderem auch einen Briefträgerrock. Da er sich nicht bessern wollte, wurde Cäsar verkauft. Mir tat es in der Seele weh, als der Vater ihn fortführte und ich wusste, dass er nicht wiederkehren würde. Ich weinte bittere Tränen, und nichts, selbst die Aussicht auf einen andern Hund, vermochte mich zu trösten.

Aber auch Cäsar schien es gleich zu gehen. Denn schon am nächsten Tage stand er wieder vor der Haustüre und begehrte Einlass. War er rund um den See gelaufen, da er doch ans gegenüberliegende Ufer verkauft worden war? War er gar über den See geschwommen? Nein. Der Schlaumeier hatte es sich, wie wir später erfuhren, viel bequemer gemacht. Er war mit dem Schiff herüber gekommen! Am jenseitigen Ufer hatte er sich mit den Passagieren ins Schiff gedrängt und hatte dieses am diesseitigen Ufer, in unserer Wohngemeinde, wieder verlassen. — Leider half ihm seine Treue so wenig wie seine Findigkeit: er musste zurück zu seinem neuen Meister, und ich musste noch einmal schweren Herzens von ihm Abschied nehmen.

Cäsars Nachfolger hiess Kastor. Er kam in einem völlig verwahrlosten Zustande zu uns. Wenn man sich ihm nahte, dann duckte er sich ängstlich. Man sah, dass seine tägliche Kost Schläge gewesen waren. Statt ihn zu pflegen, hatte ihn sein früherer Besitzer, ein brutaler Bauer, mit dem Riemen behandelt. Durch eine liebevolle Pflege wurde er bald bei uns heimisch und anhänglich. Ich hatte einen neuen Freund und Kameraden gefunden.

Kastor zeichnete sich aus durch eine geradezu verblüffende Empfindsamkeit. Mein Vater ging täglich, am Morgen und am Mittag auf sein Büro in die Stadt. Hin und wieder aber musste er am Nachmittag irgendwohin über Land. Dann durfte ihn Kastor jedesmal begleiten. Immer machten wir an solchen Tagen die überraschende Entdeckung, dass er schon voraus merkte, was kam. Ohne dass man ihm auch nur ein Wort sagte, ohne dass er irgend eine Vorbereitung sah, war er im Bild. Er begann dann, schon eine Weile ehe der Vater sich zum Weggehen rüstete, vor der Haustüre freudig zu bellen. Er sprang an der Haustüre empor und mochte es kaum erwarten, dass der Vater heraustrat. Wenn

er dann endlich kam, sprang er an ihm empor und rannte wie besessen zum Gartentor. Er wusste, dass ihm jetzt ein herrlicher Nachmittag bevorstand. Wie er das wissen konnte, das freilich war uns ein Rätsel.

Lange Jahre war dieser Hund mein Gefährte. An einem Sonntagabend, als ich im nachbarlichen Bauernhof die Milch holte, begleitete er mich. Ich achtete nicht weiter darauf, dass er zurückblieb. Als ich zurückkehrte, lag er tot auf der Strasse. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gesetzt. Mir war, als hätte ich einen Bruder verloren. Am Waldrand haben wir ihn begraben und lange Jahre sein Grab mit Blumen bepflanzt, bis wir in die Stadt zogen.

Werner Schmid, Zürich.

Unser Munggeli

Ich hab' ein kleines Murmeltier;
Das macht mir viele Freude.

Kinderlied.

Letzter Abendsonnenschein verglühete an den Hängen des herrlichen Bleniotales, als wir den Abstieg vom Greinapass begannen. Über die schmalen Stufen der „scaletta“, die nur wenig aus dem Schnee herausragten, stieg der Vater mit uns beiden Buben ins verdämmernde Tal. In später Nacht erreichten wir Campo Blenio, unser Reiseziel. Schwer fiel ich in die Kissen. Als die müden Beine schon recht fest unter der Decke ruhten, huschten all die schönen Bilder, gleich einem stillen Weiterreisen, noch einmal an meinen Augen vorüber: die Schöllenen, der Oberalppass, der einsame Tomasee, auf dessen klargrünem Wasser grosse Eisschollen gleich kühnen Schwänen ruhten, der junge Rhein, der aus dem See entspringt und wie ein mutwilliges Zicklein über die Steine zu Tale springt, grösser wird und spritzend und brausend auf seine lange Reise zum Meere eilt, die leuchtenden Alpenrosenfelder von Tschamutt, sodann Disentis, das romantische Somvixertal mit seinen rauschenden Bergwäldern, das alte Tenigerbad, die Greina, dieser eigentümliche, einsame Gebirgspass mit seiner zehn Kilometer langen Passhöhe, auf der nasser Neuschnee lag, in welchen wir oft knietief einsanken und nur mühsam vorwärts kamen, indessen am Himmel über uns ein wilder Gewittersturm dunkle Wolkenriesen drohend über die Berge jagte. Alle diese schönen Bilder wiegten mich in den Schlaf.

Wir blieben bis zum Ende unserer Sommerferien in dem schönen Tessinerdörfchen und lernten Landschaft und Leute gut kennen und lieb gewinnen. Am Tage durchstreiften wir in Begleitung des Vaters auf vielen Wanderungen die Gegend und machten immer neue Entdeckungen, denn Pflanzen, Tiere und Steine waren uns noch unbekannt. Des Abends sassen wir um das Kamin, wo beim flackernden Feuerscheine ein alter Jäger von den Gamsen und Murmeltieren, vom Wildheuen, von seinen Jagdabenteuern am Rheinwaldhorn und im ganzen Adulagebiete erzählte oder der gemütliche Dorfpfarrer vom Alpeneinsegnen oder seiner fernen Heimat in Italien plauderte.

Als die Ferien zu Ende waren, trug ich nicht nur viele schöne Blumen und Steine nach Hause, sondern zugleich noch ein paar Brocken Italienisch in meinem Kopfe. Beim Abschiede dem Wirt die Hand drückend, sagte ich kühn: „A rivederci, Signor Broggi.“ Wie stolz war ich als Sechstklässler, schon „Italienisch“ zu können.

Etliche Zeit hernach läutete eines Tages das Telephon. Eine Kiste mit einem lebenden Murmeltier sei für uns auf der Post angekommen. Ein Murmeltier! Wir jubelten.

Wir Buben mochten kaum warten, bis der Vater das kleine Kistchen mit dem seltsamen Inhalt geöffnet hatte. Als er den Deckel abhob, zog ich vorsichtigerweise meinen Kopf etwas zurück, derweil mein Bruder am liebsten gleich mit beiden Händen zugegriffen hätte.

„Wo ist es?“

Wir waren enttäuscht. Im Kistchen lag wohl ein Bündelchen Heu, aber von dem Murmeltier erblickten wir nichts. Wo war denn der grosse schöne Mungg, wie wir ihn in den Alpen über Campo und am Greinapass zu Dutzenden gesehen und stundenlang bewundert hatten? Behutsam schob der Vater das Heu weg.

„Ah! Schau dort!“ Mit allen Fingern wiesen wir darauf. In einer Ecke des Kistchens lag eng zusammengerollt ein kleines Murmeltier. Still und unbeweglich gleich einem faustgrossen haarigen Bällchen ruhte es an seinem Plätzchen.

„Gestorben!“ sagte ich traurig.

„Ja, das könnte schon sein; weisst du, die lange Eisenbahnfahrt, und so klein und schwach ist es noch gewesen“, tröstete mich der Vater, und schon hatte er mit der Hand nach der kleinen Pelzkugel gegriffen. Da, plötzlich ein Zucken im kleinen Körper, eine

blitzschnelle Bewegung und schon hing die kleine Kugel am Zeigefinger meines Vaters in der Luft. Bis auf den Knochen waren die scharfen Schneidezähne gedrungen. Mit offenem Munde starrte ich darauf hin. Doch mein Vater sagte lachend: „Das freut mich. Ich bin dir deswegen nicht etwa böse, du kleiner unfreundlicher Mungg, sehe ich doch daraus, dass du noch recht tüchtig am Leben bist und schon richtige Murmeltierzähne hast, du Munggentier!“ „Munggeli!“ rief mein Bruder, der weniger verblüfft war als ich, „das ist noch kein Mungg, das ist noch ein Munggeli; es muss erst einer werden!“

Und ein rechter Mungg wurde es, unser Munggeli! Im Kistchen lag noch ein Brief aus Campo: Das Murmeltier gehöre den beiden Buben, die Pflanzen, Tiere und Steine so gerne hätten. Es solle ihnen viel Freude machen. Ein Jäger habe es am Greinapass oben ausgegraben und noch ein anderes dazu, damit es nicht allein wäre. Das Gespänlein sei leider auf dem Wege nach Campo gestorben. Und viele cari saluti!

Zunächst zimmerten wir für unser Munggeli eine feste Holzkiste. Darein legten wir Heu. Das war nun seine „Munggelihöhle“. In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft glaubten wir, das Tierchen werde uns doch noch sterben. Nichts als Milch nahm es an. Zeitlebens hat es seltsamerweise keinen Schluck Wasser angerührt. Nach einiger Zeit begann es zu unserer Freude Salatblätter und später auch Kohl und Rüben zu fressen. Interessant war es, dass es seine Ausscheidungen vom ersten Tage an bis zu seinem Tode in einem durch ein Brettchen abgetrennten und mit Sägespänen gefüllten Teil der Kiste ablagerte. Der Wohnraum der Kiste blieb immer sauber und trocken.

Nach und nach gewöhnte es sich an den Vater, später kannte es sogar seinen Schritt und begann in der Kiste herumzulärmen und vor Freude zu pfeifen, wenn er sich nahte. Unser Munggeli gedieh und ward stark. Nun zeigte es auch, dass es von den Tierkundigen mit Recht bei den Nagetieren eingereiht wurde. Grosse Löcher in der drei Zentimeter dicken Holzwandung der Kiste zeugten von der Kraft und Schärfe seiner Zähne, das feste Drahtgeflecht des Deckels zerriss es damit ohne Mühe. Wir kleideten schliesslich die Kiste mit Blech aus und gaben ihm zum Nagen Holzstücke, gelegentlich auch einen alten Schuh, den es mit besonderer Freude bearbeitete. „Es muss Gelegenheit zum Nagen haben“, sagte mein Vater, „da seine Zähne sonst zu gross würden“.

Öfters liessen wir den Deckel weg; aber zu dieser Zeit hatte es noch keine Entdeckergelüste; es betrachtete die Welt nur über den Rand seiner Kiste hinaus. Nach und nach frass es auch uns Buben aus der Hand. Noch erinnere ich mich an das Vergnügen, das ich empfand, als ich ihm das erste Mal seine Tasse voll Milch hinreichte und es ungestüm seinen dicken Kopf durch meine Finger zwängte, um rasch zu seinem geliebten Getränk zu gelangen. Nachher humpelte es zu seinen Kabisblättern und pfiß laut vor Freude. Diesen durchdringenden Pfiß hörte man durch das ganze Haus. In grosser Angst oder in grosser Freude stiess es ihn aus.

Unser Munggeli war inzwischen zu einem stattlichen Mungg herangewachsen. Sollten wir ihm nicht im Freien eine Anlage erstellen, mit Steinen, zwischen denen es Gänge anlegen konnte, wie sie in den zoologischen Gärten zu sehen sind? Die Kosten wären ziemlich hoch zu stehen gekommen, und für den Fall, dass das Tier stürbe, unter Umständen nutzlos verausgabt worden. Es fand sich eine ebenso gute Lösung anderer Art. Das Tier begann nämlich seine Kiste zu verlassen. Anfänglich sehr scheu und vorsichtig. Beim leisesten verdächtigen Geräusch eilte es dorthin zurück. Mit der Zeit wurde es dreister und dehnte seine Spaziergänge durch das ganze Haus aus. Es besuchte die Leute in ihren Zimmern, schnüffelte in Tür und Kasten hinein. Gab eine Türe auf wiederholtes Stossen mit dem Kopfe nicht nach, so versuchte es sich mit den Zähnen Eingang zu verschaffen, deshalb musste es im Hause beaufsichtigt werden. Heute noch finden sich Spuren von ihm an Türen, Kasten, Tischbeinen, Schwellen, ja sogar an Bleiröhren. In der Regel liess es zwar von solch verbotenem Zerstörungswerke ab, sobald man ein „psst“ ertönen liess. In unserer Wohnung kletterte es öfters — nicht zur Freude der Mutter — an den Vorhängen empor, rumorte auf den Fenster-simsen, frass Blätter und Blüten der dort stehenden Stubenpflanzen. Auf den Tisch hinauf gelangte es, indem es sich an einem Stuhle aufrichtete, mit den Krallen der Vorderbeine zwischen das Rohrgeflecht hinein griff und sich derart, manchmal mit grosser Mühe, in die Höhe zog. Nachher ragten aus den Blumenvasen nur noch kahle Stengel hervor.

Fleissig besuchte es die im Kellergeschoss liegende Küche, wo die Köchin stets seine Leckerbissen, Obst aller Art, Rüben, Nüsse und spanische Nüsschen bereit hatte.

Liebkosungen nahm unser Munggeli gerne an. Viertelstunden-

lang liess es sich mit sichtlichem Vergnügen am Kopfe oder am Halse krauen.

Blies man ihm jedoch ins Gesicht, so geriet es in hellen Zorn. Fauchend stellte es sich auf die Hinterbeine, griff mit den Vorderpfoten gegen das Gesicht des Blasenden; liess dieser nicht sogleich davon ab, so war ihm ein tüchtiger Biss in das Schuhwerk sicher. Im Zorne stellte unser Mungg seinen Mann. Aber ein artiges Wort, eine Liebkosung, und das Tierchen beruhigte sich rasch. Wurde es inne, dass ein Besucher sich vor ihm fürchtete und zurückwich, wenn es sich näherte, so machte es sich den Spass, ihm nachzueilen und den Ängstlichen in das Bein oder in den Schuh zu beißen. Trotzdem solche Bisse nicht böse gemeint waren, so hütete man sich besser davor, da die Zähne ausserordentlich scharf waren.

Nach vielem Schnüffeln und Auskundschaften wagte sich unser Munggeli endlich auch über die Haustüre hinaus ins Freie. Zufällig stolzierte beim ersten Ausgehversuch des Munggeli unser Miggi, eine sehr zahme Ziege, in der Nähe der Haustüre herum. Neugierig kam sie herbei, um den unbekannten Hofgenossen zu begrüßen. Unser Munggeli, das auch wusste, was sich ziemte, stellte sich auf die Hinterbeine, um dem grossen Gefährten ein Kompliment zu machen. Darob erschrak die Ziege derart, dass sie in grossen Sätzen enteilte. Nun war das Erschrecken an unserem Munggeli. Stracks rannte es ins Haus zurück und in seine Kiste hinein. Erst einige Tage später wagte es sich erneut ins Freie. Mit der Zeit dehnte es seine Wanderungen immer weiter aus, in die Gartenanlagen um das Haus herum, in den Gemüsegarten, auf die Wiesen. Wenn es sich satt gefressen hatte oder wenn es müde wurde, so humpelte es in seine Wohnkiste zurück. Herumstreifender Hunde wegen musste es auf seinen Reisen beaufsichtigt werden. Den Weg fand es stets ohne Hilfe zurück. Das Munggeli war berühmt geworden. Die Kurgäste der nahen Kuranstalt, Schulen kamen und wollten das zahme Tierchen sehen und betasten. Das Leben gefiel ihm. Wollte es aus seiner Kiste heraus, so hob es mit dem starken Kopfe den Deckel und liess ihn fallen. Überhörte man dieses Zeichen, so begann es zu pfeifen. Des Nachts war es ein guter Wächter; denn sobald sich jemand dem Hause näherte, ging das Pfeifen los.

Jedes Jahr gab es indessen eine Zeit, wo man von unserem Munggeli wenig oder gar nichts sah und hörte. Im Spätsommer

begann es tüchtig zu fressen, setzte Fettpolster an, dass es fast kugelig wurde, und bekam ein dichtes Fell. Nach und nach hörte die Fresslust auf, die Bewegungen des Tierchens wurden träger, und im November oder Dezember verkroch es sich endgültig in sein Heulager. Das Munggeli hatte seinen Winterschlaf begonnen. Bis im Februar oder März machte es sich nunmehr kaum bemerkbar. Nur wenn ein Wetterumschlag nahte, so wurde es einige Tage vorher unruhig, torkelte hin und wieder halb schlafend einige Schritte herum. Im Vorfrühling erwachte es, schwach und abgemagert. Sein Fettvorrat war während des Winterschlafes aufgebraucht worden. Langsam begann es zu fressen, wurde munterer und stärker, verlor die Winterhaare.

Viele Jahre lang war unser Munggeli uns allen, die es kannten, ein lieber Kamerad aus dem Tierreiche. Zwölf Jahre lang. Es war wohl das zutraulichste Murmeltier weit und breit herum geworden. Als ich schon ein junger Lehrer war und eines Samstags ins Elternhaus heimkehrte, war der Platz hinter der Haustüre leer. „Unser Munggeli ist tot,“ wusste ich sogleich. Und jene stille Trauer erfasste mich, die uns ergreift, wenn wir etwas verloren haben, das wir in unserem Leben pflegten, das uns wertvoll und lieb geworden war.

Ich trat in den Garten zu den grossen Tannen, wo unter dem weichen Boden unser Munggeli in seinem ewigen Winterschlaf schlummerte.

Fritz Bräm, Zürich.

Walter im Pfahldorf

Walter, mit dem Schulsack am Rücken, schritt durch den Wald. Die Eichen waren mächtig hoch, und ihr Geäst deckte den Himmel zu; deshalb war es dunkel unter den vielen Blätterschichten. Es war geradezu unheimlich, und Walter war froh, als der Wald endlich ein Ende nahm. Nun stand Walter an einem See und staunte. Hier war er noch nie, er musste sich also verirrt haben. Wie kann man sich nur verirren, wenn man unterwegs zur Schule ist, dachte Walter. Sollte er zurück in den unheimlichen Wald? Nein, um alles in der Welt nicht!

Der Wald blieb hart am See stehen, es war, als badeten die Bäume ihre Füsse im Wasser. Und kein Mensch war zu sehen, kein Haus und kein Weg. Aus dem Walde kamen böse fremde Laute: Tiere heulten, schrien, brummten, knurrten, bellten, grunz-

ten, kreischten. Aus dem Uferschilf schwirrten wilde Vögel und krächzten.

Wie war er nur dahingekommen! Zitternd schaute Walter um sich. Es knackte hinter seinem Rücken; erschreckt drehte er sich zurück und horchte. Da gellte es wieder hinter ihm; er fuhr zusammen und riss sich entsetzt nach dem Schrei um. Es knackte links, es gurgelte rechts; es krächte hinten, es knallte vorn; oben Schreie, unten Rascheln.

Nun fuhr dem einsamen Knaben der Schreck wie ein Blitzschlag durch die Glieder. Er rannte davon. Wohin? Gleichgültig nur fort, dem Ufer entlang. Er fiel hin und erhob sich, rannte durch zähes Gras und kletterte über gestürzte Baumriesen, deren Kronen im Wasser des Sees lagen, die Wurzeln hilfesuchend hoch in der Luft. Er konnte nicht weinen, nicht schreien; nur laufen, springen, straucheln, stürzen.

Dann ging es nicht mehr, er war erschöpft und sank ins Grasgewucher.

Endlich ein Mensch! Dort! Auf dem See, nahe dem Ufer! Ein Schiff, ein Mensch! Walter winkte mit dem Taschentuch, das er zum Blutstillen gebraucht. Der Schiffsmann bemerkte das Winken. Das Schiff kam langsam näher und drängte sich durch das dicht stehende Schilfgewoge. Der Mann sprang ans Ufer und kam auf Walter zu, der reglos vor Staunen im Gras kauerte. Gleich einem Tier, das aufrecht auf den Hinterbeinen schreitet, näherte sich der fremde Mann. Wilder Haarwuchs bedeckte Kopf und Gesicht, selbst die nackten Arme und Beine waren stellenweise mit langen Haaren verbrämt. Den mächtigen Leib deckten Felle.

Allein nicht nur Walter staunte, auch der wilde Mann riss seine unter buschigen Brauen liegenden Augen weit auf und sah dadurch noch entsetzlicher aus.

„Rette mich!“ klagte Walter und wusste nicht, ob er das Grauen des Waldes oder den Wilden selbst mehr fürchtete. Der zottige Menschenbär griff mit braungebrannten Armen nach dem Knaben und trug ihn zum Schiff, das in den Wellen schaukelte. Dort setzte er die Beute mit Sorgfalt ins Boot, stieg ein und stieß das Fahrzeug mit einer Stachelstange durch den Schilf in den See hinaus. Walter wimmerte leise. Die Fahrt ging dem Ufer nach. Von Zeit zu Zeit schaute sich der Fährmann nach dem kleinen Fahrgast um, als wollte er sich überzeugen, ob das Wunderding noch vorhanden sei. Wie seltsam sah das Schiff aus; ein ausgebrannter Baum-

stamm, dessen Wände schwarz verkohlt waren. Plötzlich kam Walter ein heller Gedanke: das ist ein Einbaum und der zottige Mann ist ein Pfahlbauer. Er meisterte die Tränen zurück, denn das Wunder dieses Erlebnisses begann ihn zu fesseln.

Sie fuhren auf ein seltsames Dorf zu, das auf einem unabsehbaren Heer schwarzer Pfähle im See stand. Im Wasser schwammen Abfälle von Speisen, Fischgräte, Äpfelchen, auch Holzstücke. Walter atmete erleichtert auf. Das Bild musste er auch schon gesehen haben, wenigstens erinnerte ihn der Anblick des Dorfes an etwas Bekanntes. Ah, natürlich! Das ist nun die Pfahlbausiedelung, von der er in der Schule gehört; das Bild hing ja in der Schulstube. Er hatte es genau betrachtet. Seht dort die Frau mit dem nackten Kind auf dem Schoss, wie sie, die Hand über den Augen, nach ihnen ausschaut! Und den Mann da drüben am Geländer, der die groben Netze zum Trocknen an die Sonne hängt! Seht den Rauch, wie er aus den Luken der Binsendächer dringt, man könnte meinen, das ganze Dorf stehe in Flammen. Und die Männer am Ufer, welche den Stamm mit Steinbeilen zimmern; die Jäger, die mit einem erlegten Tier aus dem Walde kommen; den Knaben, der über den Steg läuft!

Wie wunderbar; wie konnte er nur dahin gelangen? Gewiss wird der Lehrer sein Zuspätkommen verzeihen, wenn er nun so genauen Bescheid wird wissen über die Pfahlbauer.

Plötzlich — Walter wusste nicht, wie ihm geschah — sah er sich am Ufer sitzen, umringt von staunenden Menschen. Sie starrten ihn an, als wäre er ein Götzenbild. Hätte er nicht gewusst, dass das Pfahlleute waren, er wäre bis ins Innerste erschrocken ob den fürchterlichen Gesichtern allen. Der alte Mann da sah aus wie ein — man darf es fast nicht sagen — wie ein Affe, mit langen Armen und buckligem Rücken. Und die Frauen zeigten grosse weisse Zähne, wenn sie redeten. Wie redeten sie denn? Ei, hört, sie sprachen gleich wie er: Deutsch!

Sie zeigten fragend auf seine Füsse und wollten wissen, was das sei?

„Denk Schuhe!“ antwortete Walter.

Sie betasteten verwundert die zähe Haut. Nachdem er ihnen gesagt hatte, dass das Leder sei, wollten sie erklärt haben, wo das wachse.

„Leder? Das ist Nun ja, Leder ist Leder.“

Ein Kind, fast nackt, wunderte sich über die Rohre, die seine Beine umhüllten.

„Das sind doch Strümpfe, du Babe.“ Da konnte Walter lachen, weil ein Mädchen nicht mal wusste, was Strümpfe sind. „Gestrickt“, ergänzte Walter, „mit Nadeln und Wolle.“ Sie wollten hören, wie man Strümpfe strickt; deshalb griff er nach einigen Stecklein, und man reichte ihm eine zähe Faserschnur. „So geht das, ganz einfach.“ Er zappelte mit den Fingern, die Stecklein wie Stricknadeln in den Händen, wie er es bei den Schwestern gesehen hatte. Doch er verstand die Kunst des Strickens nicht; das ist Mädchenarbeit.

Eine Pfahlfrau löste ihren mächtigen Schmuckring vom Ohrläppchen, eine andere versprach ihm ihre schöne Fibel, mit der sie das grobe Tuch, das sie um die Schultern geschlagen trug, zusammengeheftet hatte; sie wollten ihn beschenken, wenn er ihnen zeigte, wie das Stricken gehe. Aber er konnte es nicht, trotzdem er sich grosse Mühe gab.

Hierauf sollte er den Kasten auspacken, den er auf dem Rücken trug. Hei, wie die Gesellschaft staunte, als er den Inhalt seines Schulsackes auskramte!

— Bücher! Wozu?

Denk zum Lesen, ihr Wunderfitze!

— Was ist Lesen?

Ach was: Lesen ist Lesen, das ist schwer zu erklären.

— Woraus gemacht?

Woraus das Lesen gemacht sei? Wie dumm die fragen! Also sagen wir: aus Papier, ihr Fragemeier!

— Was ist Papier?

Papier ist ... Ja, das wusste Walter eigentlich selbst nicht. Aber er sollte es wissen, schrieb er doch Tag für Tag darauf. Er schämte sich ein wenig.

— Wozu braucht man Hefte?

Zum Schreiben. Man schreibt Buchstaben, Silben, Wörter, Sätze, Aufsätze.

Jetzt wollten die Herrschaften wissen, was das alles sei. Walter besann sich, bis ihm der Kopf summt; aber es gelang ihm nicht, die nimmersatten Fragemäuler zu stopfen. Dazu hätte es einen Professor benötigt; nein, mehr noch: hundert, tausend, alle Professoren der ganzen Welt hätten nicht fertig werden können mit

allen den Fragen. Walter verzweifelte beinahe unter dem Fragenregen.

Ein Knabe entdeckte in der Federschachtel einen kleinen Wurfspiess, wohl ein Spielzeug. — Ja, kannst dir einbilden, das ist kein Spielzeug, du Wundernase, das ist ein Federhalter. Man verlangte, dass er die Schreibfeder anwende. „Meinetwegen“, sprach Walter, „reicht mir nur Tinte.“ Doch da war kein Spritzer Tinte vorhanden, nicht ein Tropfen, nicht eine Ahnung, was Tinte sei. Also konnte er nicht schreiben. Er griff zum Bleistift und schrieb auf ein Blatt, das er sich auf die Knie legte: Pfahlbauer. Alle schauten ihm gespannt zu, Mensch stand neben Mensch im Kreise, Kopf dicht neben Kopf, mit aufgerissenen Augen und Mäulern.

Als er fertig geschrieben hatte, sah Walter, dass im Wort ein Fehler war; er sagte: „Au, nun hab' ich das ‚h‘ vergessen!“ Gleich hub ein Fragen an: Was er vergessen habe, und was das sei, ein Ha; ob man es essen könne?

— Nein, er versuchte nicht erst, ihnen die Dehnung zu erklären, er hatte es satt. Die Geschichte wurde ihm zu bunt. Er erinnerte sich plötzlich, dass er sich auf dem Weg zur Schule befinden sollte, stand auf und fragte nach der Strasse nach Greifikon.

Sie schüttelten dumm den Kopf, als hörten sie das Wort zum ersten Male.

„Wie heisst denn der See, an dem ihr wohnt?“ fragte er, erbost ob ihrer Unwissenheit.

„Persee.“

„Persee? Dummes Geschwätz!“ rief der Knabe, „ihr wollt mich zum besten halten!“ Die Tränen standen ihm ganz vorn. „Ihr wisst wohl, wo Greifikon liegt, wollt es aber nicht verraten. Aber ich muss doch zur Schule! Ihr sollt mir den Weg weisen, ihr müsst, ihr müsst!“ Er fing an zu weinen und stampfte im Zorn den Boden. Aber die Pfahlleute lachten wie Narren und hatten ihr Vergnügen an seiner Not.

Auf einmal hörte Walter eine bekannte Stimme. Sie kam aus der Ferne. Es war der Mutter Stimme. Was rief sie?

„Walter, du musst endlich aufstehen, es ist höchste Zeit zur Schule!“

Die Mutter trat ans Bett und rüttelte Walter wach.

Von Traugott Vogel, Zürich.

Aus „Die Tore auf!“ (Verlag Sauerländer, Aarau).

Der Wertbrief

Die Familie sass bei Tische. Es läutete. Der Vater ging hinaus, um zu sehen, wer zu dieser ungewohnten Zeit störe.

„Hans!“ rief er einen Augenblick später in scharfem Tone. Hans liess etwas betroffen den Löffel in die Suppe zurückfallen und folgte zögernd.

Draussen vor der Gangtüre stand der dicke kleine Briefträger Laufer mit hochrotem Kopf. Hans empfing von ihm einen nicht gar freundlichen Blick.

Der Vater hielt in den Händen einen gelben Brief von ansehnlicher Grösse und Dicke und betrachtete ihn stirnrunzelnd von allen Seiten. Dann wandte er sich an seinen Sohn und reichte ihm den Brief mit den Worten: „Da lies! Es ist eigentlich für dich!“

Hans fasste das gewichtige Poststück und las, las wieder und staunte: Wert 500 Fr., hiess es oben, dick unterstrichen. Darunter stand die Aufschrift, sie war wirklich an ihn gerichtet:

Hans Lemann, Schühler in der fierte Klasse, Wildergass, Dahier.

Und ganz unten kam, was nicht gerade dazu gehörte, ein umfangreicher Klex mit zierlichen Ausläufern. Hans fiel aber am meisten auf, dass der Brief nur eine richtige Postmarke trug, daneben mit mehreren Strafmarken beklebt war, die, wie Hans gleich erkannte, einen ziemlichen Betrag ausmachten.

Hans schaute fragend zu seinem Vater auf. „Und? Kennst du diese Schrift?“ forschte der Vater, und Laufer sah lauernd auf Hans, wie wenn er ein wichtiges Bekenntnis erwartete.

Hans fasste die Buchstaben genauer ins Auge, sie waren dick und unschön und kamen ihm nun wirklich so vor, als ob er sie schon viel gesehen hätte. „Das hat doch —“ beinahe wäre er mit dem Namen seines liebsten Schulfreundes und Banknachbarn herausgeplatzt. Es lächerte ihn unwillkürlich, als er an den allzeit fröhlichen Kameraden dachte. Aber das Gesicht seines Vaters sagte ihm, dass er das, was da geschehen sei, durchaus nicht spasshaft zu nehmen habe.

„Also, heraus mit der Sprache!“ schnauzte der Vater ungeduldig und offenbar böse, dass das Mittagessen so unangenehm gestört worden war, „wer hat dir diesen Brief geschickt? Du weisst es wohl, ich seh dirs an.“ Und Laufers Augen glotzten unheimlich.

Hans war in höchster Not. Sollte er, wenn es doch etwas Böses war, wie es schien, wirklich seinen Freund verraten? Oder sollte er ihn verleugnen? Aber damit hätte er ihm wahrscheinlich einen schlechten Dienst geleistet. Der Vater drängte nämlich darauf, den Schreiber zu kennen, und der dicke Laufer, der bekanntlich kein Bubenfreund war, murrte drohend: „Da muss ich halt scheints den Lehrer anfragen!“

Nur das nicht, dachte Hans, dann gäbe es eine peinliche Untersuchung.

„Ich glaube, es ist — äh — es ist — glaub ich — Doktors Theodor gewesen. Aber er hat gewiss nur Spass machen wollen.“

„So, Spass? Ist das etwa Spass, wenn man einen geplagten Briefträger mir nichts dir nichts im Dorf herumjagt?“ knurrte Laufer erbost. „So, Doktors Theodor? Ist schon gut! Das ist mir der Rechte! Ich weiss jetzt, was ich zu tun habe. Geben Sie mir den Brief wieder, Herr Leemann, Sie werden ja wohl die Strafe nicht bezahlen wollen?“

„Nein,“ entgegnete der Vater, „dazu habe ich wirklich ganz und gar keine Lust. — Oder willst du sie etwa aus deiner Sparkasse berappen?“ meinte er zu Hans gekehrt. „Du könntest ja dafür die Banknoten behalten, die wahrscheinlich in der Sendung enthalten sind? — Marsch! hinein!“ Hans spürte das abziehende Gewitter in des Vaters Worten und ging erleichtert in die Stube, während Laufer, indem er etwas von „Lausbuben“ und „durchhauen“ vor sich hin murrte, das Haus verliess.

Doktors Dienstmädchen und der Briefträger Laufer mussten geplaudert haben, denn die Geschichte mit dem Wertbrief hatte sich bereits im ganzen Dorfe herumgesagt und war wohl auch zu des Lehrers Ohren gedrungen. Hans fühlte es: Es war kein Zufall, dass der Lehrer in der Heimatkunde die Klasse so eingehend über Briefe und Postsachen befragte. Es entging Hans nicht, wie sich des Lehrers Mund jeweilen spöttisch kräuselte, wenn er seine Blicke über Theodor gleiten liess oder wenn er gar eine verfängliche Frage über Wertbriefe und Strafmarken an ihn richtete.

Als Theodor mit Hans allein war, konnte dieser seine Neugierde nicht länger unterdrücken; er musste von seinem Freunde näheres über die Briefgeschichte wissen; namentlich wollte er erfahren, was für Folgen Laufers Hausbesuch für Theodor gehabt hätte. Theodor erzählte ihm, dass er den Brief an einem Abend, als er

bei den Aufgaben sass, hergestellt und ihn dann in der Dämmerung in den Briefkasten geworfen habe. „Und die Strafe?“ „Die musste ich aus meiner Tasche bezahlen. Zudem befahl mir an einem recht schönen Nachmittag der Vater, ich müsse die Aufschrift des Briefes hundertmal schreiben, weil sie voll Fehler gewesen war.“

„Was war denn eigentlich in dem Briefe drin? Doch gewiss keine Banknoten?“

„Nein, aber ein Haufen Bildchen. Du kannst sie jetzt noch haben, wenn du willst. Freilich sind sie nicht 500 Fr. wert!“ sagte Theodor und lachte.

Fritz Gassmann, Zollikon.

Der Eierkunz

Es war wieder einmal Ostern geworden. Das Wetter war warm und sonnig. In den Gärten blühten Schneeglöcklein, Primeln und Krokus.

Der Platz vor dem Gasthaus zur Sonne wimmelte von Knaben. Sie standen alle um den „Eierkunz“ herum und schauten lüstern in die Zaine hinein, die auf einem Tischchen vor ihm stand. Er lehnte an die Mauer, die Hände in den Hosentaschen, und klimperte mit dem Geld, das er schon eingenommen hatte. Er machte seine Spässe, und die umstehenden Knaben lachten.

Der Eierkunz hatte einen gewaltigen Schnurrbart, den strich er alle Augenblicke. Es sah gerade aus, als ob zwei Schwänze aus den Nasenlöchern herausschauten. Ein Spassvogel hatte ihn einmal gefragt, ob er Eichhörnchen geschnupft habe. „Nein, nur Flaschenputzer“, hatte Kunz geantwortet; denn er nahm niemandem einen Spass übel. Lustig guckten die Augen unter den Brauenbüscheln hervor. Einen Hut trug Kunz selten; er hätte auf seinem fürchterlichen Wollhaar doch nicht festgehalten. Es gab Leute, die allen Ernstes behaupteten, der Eierkunz stamme von den Negern ab.

Die Zaine leuchtete in allen Farben; da gab es feuerrote, grasgrüne, himmelblaue, gelbe und braune Eier buntdurcheinander. Alle waren mit Speckschwarte glänzend gerieben.

„Eier! Eier! Gut gefärbt! Me cha's falle la, d'Farb gahd nüd ab! 10 Rappen das Stück! 's Dotz zwölf Stuck!“ Das Geschäftliche sagte er nämlich immer gut deutsch; die Spässe in der Mundart waren mehr an die Knaben gerichtet. Diese lachten, und die

vorübergehenden Stadtleute, die in der „Sonne“ einkehren wollten, blieben stehen und kauften dem lustigen Eiermann ab.

Jetzt kam ein Trüppchen Studenten mit farbigen Mützen von der Stadt her; jeder hatte ein buntes Band quer über die Brust. Sie sangen und schwangen ihre Stöckchen im Takt. Vor dem lustigen Eiermann blieben sie stehen. „He Fuchs!“ rief einer zu einem andern, jüngeren Studenten, der einen Fuchsschwanz über seine Mütze hatte, „kauf zwei Dutzend und bring' sie in den Saal herauf.“ Die Studenten schwenkten in den Hof des Gasthauses ein und verschwanden in der Türe.

Der „Fuchs“ zog seine Mütze ab, und Kunz las die schönsten und grössten Eier aus und legte sie ihm sorgfältig hinein. „Gueteufenan bige, ist d'Hauptsach bin Eiere“, sagte Kunz, und machte dabei ein furchtbar ernstes Gesicht. Die Knaben lachten, der Student zahlte und folgte seinen Kameraden. „Noble Herren!“ brummte Kunz vergnügt. Er überzählte das Geld noch einmal und liess es in seine Hosentasche gleiten.

„Eier! Eier! zehn Rappen das Stück!“ begann Kunz von neuem. Über ihm öffnete sich sachte ein Saalfenster ums andere. Unter den Fenstern erschienen die farbigen Mützen. Es waren die Studenten, sie grinsten, sie hatten offenbar etwas im Sinn. Die Knaben wurden aufmerksam, sie waren gespannt, was sich da hinter Kunzens Rücken abspielen sollte.

Sie mussten nicht lange warten. Einer der Studenten hob die Hand auf, zielte einen Augenblick und schmetterte dann sein Ei in Kunzens bunte Herrlichkeit hinein, dass es ordentlich krachte. Eins, zwei, krach! Wieder eins. „Oh, oh!“ schrien die Knaben. „Die schönen Eier!“ und Kunz kehrte sich um und schoss wütende Blicke nach oben. Die Knaben erwarteten einen Auftritt. „Wir wollen nur ein wenig ‚tütschen‘, Herr Eiermann!“ sagte einer der Eierwerfer begütigend. Und wieder flogen Eier herunter in die Zaine.

Kunz steckte die Hände wieder in die Taschen und blickte die Strasse auf und ab. Er piff eins, wie wenn die Eier ihn nichts angingen. Er kaute an seinem Schnurrbart, und um seine Augen blitzte es schalkhaft. „Die träffed guet, gälled Buebe?“ sagte er scheinbar ganz gleichgültig. Die Knaben, die anfangs erschrocken gewesen waren, lachten wieder. Endlich lagen die zwei Dutzend Eier wieder am alten Ort in Kunzens Zaine. Die farbigen Mützen verschwanden von den Fenstern.

„So, jetzt ist das Eierschützenfest glaub ich fertig; jetzt kommt die Preisverteilung“, sagte Kunz, nahm seine Zaine an den Henkeln und ging auf die Gasthoftüre zu. Die Knaben folgten ihm und warteten unten. Es ging nicht lange, so kam Kunz wieder die Treppe herunter. Aus der untern Gaststube trat Herr Ambühl, der Gasthofbesitzer. „Gute Geschäfte gemacht, Kunz?“ fragte er belustigt. „Nicht übel, gar nicht übel, Herr Sonnenwirt“, sprach der Angeredete schmunzelnd und schüttelte das Bein, dass es im Hosensack klimperte; „die Herren haben mir den Schaden vergütet und erst noch die Eier gelassen.“ Wirklich hatte Kunz noch alle Eier in der Zaine. Er stellte sie wieder auf das Tischchen und rief: „Eier! Eier! Gut gefärbt, nur etwas beschädigt! Fünf Rappen das Stück, solange Vorrat!“ Die Knaben drängten sich hinzu, und bald waren die Eier bis auf ein kleines Restchen verkauft. —

Eben gingen die Studenten wieder vorbei, der Stadt zu. Sie sangen und waren noch etwas lustiger als vorher. Sie lüpfen ihre Mützen, und Kunz rief: „Ein andermal, ihr Herren! Es hat mich sehr gefreut!“ Dann brummte er vor sich hin: „Noble Herren, wirklich noble Herren!“ und packte die leere Zaine auf sein Stosswägelchen.

Fritz Gassmann, Zollikon.

Vom Märtschiff

Bevor das Dampfschiff auf dem Zürichsee fuhr, benützten die einfachen Seeanwohner, die sich nicht der holperigen Post bedienen wollten oder gar selber Pferd und Chaise halten konnten, die „Märtschiffe“, um in die Stadt Zürich zu gelangen. Das waren grosse Ruderboote, deren mittlerer Teil mit einem Gestell und einer Harzdecke vor dem Regen geschützt und für die Fahrgäste bestimmt war. Diese schliefen auf Strohsäcken und hüllten sich in Woldecken, die dem Schiffmann gehörten; nur das Kopfkissen nahmen sie von Hause mit. Hinten, in einem besonderen Schiffskasten, wurden kleinere Frachtstücke, Pakete und Briefe versorgt. Vorn im Schiffe wurden nicht nur Fässer, Kisten und Obstzainen verstaut, sondern auch Kälber und Schweine angebunden, die mit ihrem Plärren und Grunzen oft die Fahrgäste störten. Der Schiffmann sorgte dafür, dass der Platz für die Schläfer ja richtig ausgenützt und dass zwischen die Füße der Rechtsgelagerten die Füße der Linksseitigen hübsch eingeschoben wurden. Das Schiff

stach nachts so zeitig in See, dass man nach mehrstündiger Fahrt am Morgen in Zürich anlangte.

Bei Windstille wurde regelmässig im sogenannten Schuumer in Feldmeilen Halt gemacht. Das war ein am Ufer gelegenes Wirtshaus, wo man sich mit Mehlsuppe und Kaffee, mit Wein oder Schnäpsen zur Weiterfahrt stärkte.

Von einem wohlhabenden Fabrikanten, der zu geizig war, sich Pferd und Chaise anzuschaffen, wird folgende gelungene Geschichte erzählt: Der Mann fühlt sich zu gut, um sich inmitten der andern Leute zum Schlafen hinzulegen. Deshalb liess er sich vom Schreiner einen besonderen Behälter anfertigen, den er mit Bettzeug weich auspolsterte, damit er ruhigen und ungestörten Schlafes nach der Stadt fahren konnte. Dafür bezahlte er dem Schiffmann ein erhöhtes Platzgeld. Über diesen Hochmut ärgerten sich die andern Leute. Eines Nachts, als der heikle Herr und zwei kecke Burschen als einzige Fahrgäste von Männedorf nach Zürich fuhren und die Schifflleute beim Halt im Schuumer ausgestiegen waren, hoben die beiden Burschen den Holzbehälter mit dem schlafenden Fabrikanten leise aus dem Schiff und stellten ihn behutsam auf die Hafenmauer, ohne dass der Schlummernde erwachte, und das Schiff fuhr ohne ihn stadtwärts. Der Gesang der Vögel und der Klang einer Morgenglocke weckten ihn beim Tagesgrauen. Für Spott und schlechte Witze brauchte der Gefoppte nicht zu sorgen. Er liess den Kasten zu Brennholz verscheiten und schaffte Pferd und Chaise an, mit denen er in Zukunft nach der Stadt reiste.

Nach einem alten Zeitungsbericht

Wackerbold

Im Jahre 1280 lebte im Niederdorf ein Bäcker, namens Wackerbold. Er war schon wiederholt bestraft worden, weil er die Brote zu leicht gebacken hatte. Er liess sich aber nicht warnen, sondern trieb sein unredliches Wesen immer fort. Da wurde er zur Strafe in die „Schnelli“ gesetzt. Diese bestand aus einem senkrechten Pfosten mit einem Querbalken, an welchem zu äusserst der „Lasterkorb“ hing. Die Schnelli stand am sumpfigen Ufer der Limmat, zwischen dem Rathaus und der Wasserkirche. Wackerbold bekam weder Speise noch Trank. Es war ihm wohl erlaubt, hinauszuspringen, aber dann fiel er in Sumpf und Kot.

Bald kam jung und alt herbei gesprungen und machte sich über ihn lustig. Da hielt er es nicht mehr länger aus und sprang

hinab in die Pfütze. Mühsam arbeitete er sich aus dem Schlamme heraus aufs Trockene und eilte beschmutzt und durchnässt nach Hause, verfolgt von der Menge, die ihm johlend und schreiend bis zur Haustüre nachlief.

Die erlebte Schande machte Wackerbold grimmig. Er liess sich längere Zeit nicht mehr blicken. In finsterem Groll brütete er darüber, wie er über die Leute ein grosses Unglück bringen könnte. Da kam er auf den Gedanken, die Stadt anzuzünden. Also fing er an, sein Haus von unten bis oben mit dürrem Holz zu füllen. Niemand fiel das besonders auf, und es weckte keinen Verdacht. In einer finstern, stürmischen Nacht, als der Wind durch die Gassen brauste, zündete er an, und bald stand sein Haus in hellen Flammen, und der Sturm trieb sie rasch über die Dächer der Nachbarhäuser hinweg.

Wackerbold machte sich auf und davon. Auf dem Zürichberg begegneten ihm zwei Frauen. Sie riefen ihm zu: „Was läufst du davon? Siehst du nicht, wie es in der Stadt unten brennt?“ Er erwiderte: „Saget nur den Leuten, ich, der Wackerbold, habe den Brand gestiftet. Ich habe mich gar durchnässt, als ich ins Wasser sprang, und da habe ich mich an dem grossen Feuer trocknen müssen. Damals haben sie über mich gelacht, jetzt mögen sie weinen.“ Nie mehr erfuhr man etwas von ihm.

Unterdessen wütete das Feuer in den engen, winkligen Gassen fürchterlich. Da die Häuser nur aus Holz gebaut und mit Stroh- oder Schindeldächern gedeckt waren, sanken sie schnell in Schutt und Asche. Ans Löschen war gar nicht zu denken, weil keine Einrichtungen, nur Sodbrunnen, vorhanden waren. Vom Nieder- bis zum Oberdorf war alles ein rauchender Trümmerhaufen.

Infolge dieses Unglücks verordnete der Rat, dass man alle neuen Häuser mit Rasen oder Ziegeln decke. Und als bald nachher (1318) ein neuer Brand die Häuser vom Rennweg bis zur Rathausbrücke vernichtete, wurde empfohlen, wenigstens das erste Stockwerk aus Stein aufzubauen.

„Aus Heimatkunde der Stadt Zürich“ von Fritz Gassmann.

Menschlichkeit im Kriege

In der Schlacht bei Vögelinsegg war auch der St. Galler Hartmann Ringgli schwer verwundet worden. Alles floh, aber seine Kräfte waren erschöpft; er musste liegen bleiben. Ein Appen-

zeller sah ihn und stürzte mit hochgeschwungener Waffe auf ihn los. „Lass mich leben“, bittet Hartmann, — „lass mich leben, bis ich meine Frau und mein Kind noch einmal gesehen habe. Wir zogen nicht zum Sterben aus, sondern zum Siegen! — Nur Abschied nehmen möchte ich von ihnen; sterben muss ich ja doch; denn meine Wunde ist tief.“

Der Appenzeller lässt seinen Arm sinken. Auch er hat ja Weib und Kind zu Hause. Darum ruft er einen seiner Waffengefährten herbei. Sie tragen nun gemeinsam den verwundeten Feind vor das Tor der Stadt. Da lassen sie die Frau des Ringgli herbeirufen und sehen mit Tränen in den Augen, wie der sterbende Vater von den Seinen Abschied nimmt.

Als dann der Friede zwischen St. Gallen und Appenzell wieder hergestellt war, kamen die beiden noch oft herunter in die Stadt und versäumten nie, in jenem Hause einzukehren; denn sie waren als treue Hausfreunde dort jederzeit willkommen.

Aus: Kuoni, kleine Schweizergeschichte für Primarschulen, mitgeteilt von Jakob Keller, Zürich.

Frauentreue

Im Schwabenkriege machten die Eidgenossen einen Zug ins Hegau. So heisst die Gegend nördlich und östlich vom Kanton Schaffhausen. Dort nahmen sie mehrere Städte ein. Zuletzt belagerten sie auch das Städtchen Blumenfeld. Dieses gehörte dem Herrn von Roseneck, einem der ärgsten Feinde der Schweizer. Mit etwa 500 Soldaten verteidigte sich dieser anfangs aufs tapferste. Als aber die Eidgenossen anfangen, das Städtchen mit schwerem Geschütz zu beschiessen, entsank der Besatzung der Mut, und sie bat um Gnade. Die Eidgenossen gewährten ihr und allen Einwohnern freien Abzug. Es wurde diesen sogar gestattet, so viel von ihren Habseligkeiten mitzunehmen, als Mann und Frau tragen könnten. Nur der Herr von Roseneck war von der Gnade ausgeschlossen; er sollte sterben und das Städtchen verbrannt werden. Jetzt kamen die Einwohner heraus, beladen mit ihrer kostbarsten Habe. Siehe da! die Frau von Roseneck, eine Glarnerin, trug ihren Mann auf dem Rücken, als das Liebste, das sie hatte. Dies gefiel den Eidgenossen so wohl, dass sie nicht nur dem Herrn von Roseneck das Leben und die Freiheit schenkten, sondern der Frau noch erlaubten, ihre übrigen Kostbarkeiten herauszutragen.

Nach dem Lesebuch VI von Lüthi.

Der treue Knecht

Im Winter des Jahres 1315 zog Herzog Leopold von Österreich gegen die Eidgenossen der Waldstätte. In seinem stolzen Heere ritt auch der Junker Rudolf Brun aus Zürich, begleitet vom Knechtlein Johann, das zu Fuss dem Meister folgte. In der Morgenfrühe am Samstag nach St. Martin stiess man unerwartet auf den Feind. Das war hinter Ägeri am Morgarten.

Vom Berge polterten Felsbrocken und Rundholz auf die Heereschlange, und über die Spitze des schillernden Zuges fielen mit Axt und Morgenstern die brüllenden Schwyzer. Da wand sich und zuckte die bunte Schlange in Not, und mancher aus dem Heere Leopolds wurde getroffen, erschlagen, abgeworfen, überritten oder in den See gestossen.

Auch das Knechtlein Johann des Junkers Brun aus Zürich sank in die kalten Fluten des Ägerisees; doch tauchte es zappelnd auf, ergriff die lange Lanze seines Herrn, die hilfebringend nach ihm stach, und liess sich aus dem Wellengrabe fischen. Der Junker hob ihn hinter sich aufs Ross, und fliehend sprengten sie davon. Es troff von ihnen: Wasser, Schweiss und Blut, und erst in Zürich hielt man an, den Schreck im Herzen von der Wucht der wilden Berge und der wilden eidgenössischen Krieger.

Dieses Morgarten hat das Knechtlein Johann nie vergessen, und seiner Lebtag blieb es dem Retter zugetan und diente seinem Junker wie ein Höriger.

Johann folgte seinem Herrn ins Feld und auf die Jagd, er übte sich in allen Fertigkeiten des Handwerks, ritt und focht mit seinem Meister friedlich um die Wette, bewachte dessen Haus; und was der Junker fühlte und wie er dachte, so fühlte und so dachte auch der Knecht. Kein Wunder, dass Johann auch in Gehaben und Gestalt dem adeligen Vorbild ähnlich wurde!

Der Junker schätzte seinen treuen Johann und liebte es, auf weiten Ritten ihn nach den Wünschen und Gedanken des gemeinen Volks zu fragen. So bekam der Junker aus dem Munde seines Knechtes Nachricht, wie die Leute der niedern Stände fühlten und dass die Armen in der Stadt viel Unrecht leiden mussten.

Damals, es sind sechshundert Jahre her, war Zürich noch ein Städtchen hinter starken Mauern. In einigen schönen Häusern wohnten die vornehmen Burger, die sogenannten Altgeschlechter; das waren Handelsleute, reich und stolz. Und in den engen Gassen

rechts und links der Limmat drängte sich das niedere, rechtlose Volk des Handwerks: Metzger, Gerber, Bäcker, Fassbinder und Schmiede, geschickte Leute, fleissig und sparsam; und sie wären auch gerne Burger ihrer Stadt geworden; denn sie bezahlten Steuern, leisteten Waffendienste und standen Wache für die Stadt; allein im Rate gab man ihnen keine Stimme.

Auch Ritter traf man in den Mauern Zürichs. Sie waren Träger edler, alter Namen und bewohnten dicke, düstere Türme in der Stadt; jedoch die meisten waren arm geworden; sie hatten ihre Güter vor den Toren mit Schuldbriefen belastet, und die Wertpapiere den reichen Burgern überlassen müssen. Immer mehr an Macht und Recht verlor der Adel; denn die burgerliche Regierung Zürichs belegte sie mit hohen Steuern, und wer die Steuern schuldig blieb, musste vom Besitz drangeben. So wurden die Ritter ärmer, die Burger immer reicher.

In einem dieser festen Ritterstürme war der Junker Rudolf Brun zuhause. Seine Frau hiess Margaretha, und Johann war sein treuer Knecht. Auch das Geschlecht der Brun hatte an Glanz und Reichtum eingebüsst; doch Junker Rudolf sah nicht tatlos jammernd zu, wie die nimmersatten Burger den Adel aus Amt und Ehren drängten, sondern liess sich von den Freunden in den Rat der Stadt befördern und setzte sich zur Wehr gegen Habgier und Eigennutz der reichen Altgeschlechter.

Von seinem Knecht, dem treuen Johann, bekam er täglich Kunde von der Unzufriedenheit der Handwerker und der kleinen Krämer, und er erkannte, dass sich ja nur der Adel mit den Unfreien zusammenzuschliessen brauchte, um gemeinsam die Herrschaft der ungerechten Altgeschlechter abzuschütteln.

Junker Rudolf Brun verstand es, die adeligen Freunde Zürichs für seinen Plan zu gewinnen, und so taten sich die unzufriedenen Ritter mit dem niedern Volke des Handwerks zusammen. Als Mittler zwischen Ritterschaft und Handwerk diente Johann, der treue Knecht des Junkers Brun.

Im Juni des Jahres 1336 zog Junker Brun mit seinen hohen und niedern Anhängern vor das Rathaus und erreichte es, dass die eingeschüchterten Altburger von ihren Ämtern zurücktraten. Er setzte einen neuen Rat zusammen, in welchem der Stadtadel und das Arbeitsvolk vertreten waren. Brun selber wurde zum ersten Bürgermeister seiner Stadt gewählt.

Die alten, abgesetzten Räte wurden zur Strafe für ungetreues Amten aus der Stadt verwiesen; manchen war verboten, überhaupt je wieder aus der Verbannung heimzukehren. Diese „Ausgeschlagenen“ hassten den Junker Brun; sie taten sich im Städtchen Rapperswil am obern Zürichsee zusammen und beschlossen, den Bürgermeister durch Mörderhand aus der Welt zu schaffen. Zwar wurden ihre Anschläge dem Bürgermeister hinterbracht; Brun sah jedoch dem Treiben seiner Feinde gelassen zu und tat dergleichen, er traue den Verschwörern nichts Böses zu. Im stillen aber rüstete er zur Abwehr; denn er trachtete, die Gegner bei der bösen Tat zu ertappen und dann mit ihnen gründlich abzurechnen.

Das war ein gefährliches Spiel; er konnte es wagen, da er sich auf seine Freunde in der Stadt und namentlich auf den Knecht Johann verlassen durfte.

Die „Äussern“, so hiessen die Verschwörer, hatten sich heimlich in der Stadt Zürich versammelt; um Mitternacht am St. Mathisabend vom 23. auf den 24. Februar des Jahres 1350 wollten sie aus ihren dunkeln Winkeln hervorbrechen und den Bürgermeister Brun samt Anhängern in den Betten überfallen und ermorden. Die Freunde Bruns, die genaue Kenntniss von den geplanten Anschlägen erhalten hatten, blieben lauschend in den Häusern und warteten die mitternächtliche Schreckensstunde ab. Sie waren zur Gegenwehr gerüstet. Nach Mitternacht belebten sich tatsächlich die Gassen; es huschten verummte Gestalten von Haus zu Haus, leise Zurufe, Waffenklirren, gedämpfte Signale. Und dann setzte es ein fürchterliches Schlachten ab! Die Verschwörer versuchten, sich des Rathauses zu bemächtigen; aber die Freunde Bruns, und besonders die Zunft der Metzger, schlugen die feindlichen Stürme blutig ab. Die Eindringlinge hatten es besonders auf die Person des Bürgermeisters abgesehen; tot oder lebendig wollten sie den gehassten Mann in ihre Hand bekommen. Sie dachten, wenn sie sich des Bürgermeisters bemächtigt hätten, wäre das Haupt der Stadt in ihrer Gewalt und also auch bald die Stadt selbst. Drum war der Weg, den Rudolf Brun von seinem Hause am Neumarkt bis hinunter zum Rathause täglich zuzückzulegen pflegte, bald bedeckt mit Verwundeten und Toten.

Lag unter den Opfern der Mordnacht auch die Leiche Bruns? Zuhause wachte erregten Herzens die Bürgermeisterin bei ihren Kindern und hörte durch die schaurige Dunkelheit das Klirren der Waffen, das Schreien und Röcheln. Sie hatte den treuen Johann

angefleht, dem Herrn in den Kampf zu folgen und ihn zu beschützen. Nun standen beide unten im Hausflur, und Johann bat seinen Junker um eine Gunst. Er sollte ihm, dem Knecht, gestatten, in des Bürgermeisters Kleidern auszuziehen; dann hielte jedermann den Johann für den Herrn, und die Stich und Streiche, die dem Bürgermeister gälten, würde er, der Johann, gern entgegennehmen und den Verrätern rückerstatten. Er wusste wohl, dass er dem Tod entgegenging; denn wenn den „Äussern“ der Handstreich auf das Rathaus misslingen sollte, den Bürgermeister wollten sie sich keineswegs entgehen lassen: Brun sollte büssen! — Der Bürgermeister gab dem Drängen seines Knechtes nach; sie tauschten Mantel und Barett, und Johann lief als falscher Bürgermeister in den Strassenkampf, indessen Rudolf Brun auf Nebengassen unerkannt zum Rathaus eilte und dort im Abwehrkampf den Freunden beistand.

Nachdem der Sturm der Verschwörer blutig abgeschlagen war, zählte man die Opfer dieser wüsten Nacht: gefallen waren fünfzehn von den Gegnern Bruns, und fünfunddreissig waren gefangen und wurden in den Turm geworfen. Die Freunde Bruns beklagten neun Gefallene, und etliche berichteten, sie hätten es mitangesehen, wie der Bürgermeister selbst dem wilden Ansturm der Verschwörer erlegen sei. Als man jedoch im Schein der Fackeln die toten Feinde von den gefallenen Freunden schied, entdeckte man, dass der Mann im Bürgermeistermantel nicht der Junker war, sondern dessen treuer Johann, der wie ein ritterlicher Kämpfer für seinen Herrn gefallen war.

Laut war die Trauer um den treuen Knecht Johann; still die Freude über den Gewinn, der seinem Opfertod zu danken war. Man trug den Knecht im blutgetränkten Kleid des Bürgermeisters vor das Rathaus und ehrte ihn, als sei er selbst der Bürgermeister. Die toten Feinde aber liess man viele Tage in den Gassen liegen, zur Warnung.

Rudolf Brun, der erste Bürgermeister Zürichs, sprach am Grabe seines treuen Knechts: „Er war ein Knecht und diente mir. Ich diene meiner Stadt, sie ist mein Herr. Was bin ich mehr, als Knecht wie er? Ich will ihr treu sein bis zum Tod, wie dieser treu war.“ Es wurde ihm kein Stein gesetzt; seine Treue blieb dennoch unvergessen, beim Volk länger als sechshundert Jahre.

Aus dem „Jugendborn“.
Von Traugott Vogel, Zürich.

Der Tassbergmann

Vor vielen hundert Jahren stand auf einer Anhöhe gegenüber der Hohrüti ein Schloss, in dem die „Tassberger“ wohnten. Das waren Hagherren oder Raubritter, die den Bauern Ochsen und Pferde stahlen und beim Jagen durch die Felder ritten. Wer sich dagegen zu wehren wagte, wurde erbarmungslos getötet.

Der letzte Tassberger war der ruchloseste und schändlichste von allen und quälte die Leute auf unmenschliche Weise. Doch der Krug geht zum Brunnen bis er bricht. Die Bauern rotteten sich zusammen, eroberten die Feste, töteten den Raubritter, verbrannten und zerstörten die Burg, so dass kein Stein auf dem andern blieb und man heute vergeblich nach den Überresten des Raubnestes suchen würde.

Allein der Tassberger konnte im Grab keinen Frieden finden; als ruheloser Geist treibt er sich auf der Stätte seiner Freveltaten umher. Wer etwa abends beim Betzeitläuten ahnungslos durch den Wald schreitet, dem erscheint der „Tassbergmann“ plötzlich im schimmernden Harnisch, mit blitzendem Helm und Schild, mit langem Stahlspiess und goldenen Sporen. Sein schneeweisses Pferd trägt einen goldenen Kamm und silberne Schienen und Spangen. So galoppiert der Ritter durch den Tassbergwald, und sein heiserer, hohler Ruf: „Hup, hup, he, hup, hup, he!“ widerhallt schauerlich vom Rütihof bis zur Hohrüti.

Schon mehr als einer hat den Ritter herausgefordert und verspottet; er musste es bitter bereuen. — So ging einst ein Knecht mit einer Laterne mitten in der Nacht über den sogenannten Gigerain, unter dem sich ein unterirdischer Gang befinden soll, aus dem von Zeit zu Zeit Tanzmusik und Lärm an das Ohr des Lauschenden dringt. Just als die Glocke im nahen Wezwil die Mitternachtsstunde schlug, ging er über die Stelle, wo der einstige Schlossplatz lag. Husch! — löscht die Laterne aus, obwohl weit und breit kein Wind und kein Luftzug zu spüren ist. Dem Knecht fährt es durch den Sinn, das könnte der Tassbergmann getan haben, und laut, dass es bis nach Limberg hinüber gellt, ruft er:

„Tassbergma, Tassbergma,
Zünd mer mi Laterne-n-a!“

Weh, weh! schon schnaubt wie der Sturmwind der Hagherr auf seinem Schimmel daher. Der zu Tode erschrockene Knecht

flieht wie ein gehetztes Wild; aber der Tassbergmann holt ihn ein und bringt ihn zum Verstummen.

Wohl schleppte sich der Knecht noch mühsam bis nach Hause; allein er konnte nur noch einige unverständliche Worte röcheln und starb in derselben Nacht in grossen Ängsten und Nöten, ohne dass man erfuhr, was ihm der Hagherr angetan hatte.

(Volkssage vom Herrliberger Berg).

Nach einem Gedicht von E. Schönenberger von Walter Hofmann, Zürich.

Der „Sichelahoma“, ein willkommener Hausierer

Früher musste alles Getreide mit der Sichel geschnitten werden. Das war eine sehr mühsame Arbeit, die einige Wochen dauerte.

Jedes Jahr kam vor Beginn der Ernte ein Mann ins Dorf, welcher Sicheln verkaufte. Das war ein Fest, wenn es hiess, der Sichelahoma sei eingezogen. Mit Jubel wurde er jedesmal von der Jugend empfangen. Er sass auf einem Wagen, der von den Dorfknechten mit Jauchzen und Johlen gezogen wurde. Durch das ganze Dorf rief er aus:

„Sichel aho, chaufed mer zwo,
chaufed mer drei, so chani wider hei!“

Die Leute, welche Sicheln nötig hatten, kauften solche, und wenn der Sichelverkäufer ausverkauft hatte, zog er wieder für ein Jahr ab.

Von Hanna Langhart, 6. Kl.

mitgeteilt von Hermann Wettstein, Oberstammheim

Austausch von Leibeigenen, 1305

Allen, die diesen Brief sehen oder lesen hören, verkündige ich Hermann von Landenberg, dass ich mit der ehrwürdigen Frau von Wolhusen, von Gottesgnaden Äbtissin des Gotteshauses Zürich, übereingekommen bin und ihr übergeben habe Margareta Schärm, die mir als Leibeigene gehört, gegen Anna von Zell, mit der Bedingung, dass die vorgenannte Margareta Schärm dem Gotteshaus einen Vierling Wachs steuern soll. Durch diesen Brief verzichte ich sowie meine Erben auf alle Rechte, die wir auf die Margareta Schärm und ihre künftigen Kinder haben. Zum Beweis habe ich mein Siegel für mich und meine Erben an diesen Brief gehängt, der geschrieben ist am nächsten Mittwoch nach St. Bartolomäus-tag, da man zählt von Gottes Geburt dreizehnhundert Jahre und darnach in dem fünften Jahr.

Fritz Gassmann, Zollikon.
(Nach Heer)

Eine sonderbare Strafe (um 1760)

Zwei Frauen hatten sich wiederholt in den Keller ihres Nachbarn eingeschlichen, um ganze Gelten voll Wein zu stehlen und daheim auszutrinken. Eines ihrer Kinder musste jeweils oben Wache stehen und ihnen ein Zeichen geben, wenn die Luft rein war. So konnten sie mit ihrer Gelte lange Zeit, von niemandem gesehen, wieder nach Hause gelangen. Der Nachbar hatte schon lange gestutzt, wieso auch sein Wein so rasch abnehme, und schliesslich wurden die Diebinnen erwischt. Die eine war auch noch ertappt worden, als sie im Rebberg draussen Kabisköpfe und Erdäpfel holte, die nicht ihr gehörten.

Beide Frauen konnten nun für einige Wochen ins Untergeschoss des Schlosses Kiburg in die „Ferien“. An der Stud im Schlosshof bekamen sie auch die verdienten Rutenstreiche. Das war aber noch nicht genug. Nachdem man sie wieder nach Hause entlassen hatte, mussten sie dort am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienst unter die Kirchentüre stehen und miteinander eine Kupfergelte halten. An der freien Hand führte die eine ihr Kind, das Wache gestanden war, wenn sie in des Nachbars Keller ihre Gelte abfüllten; die andere musste einen Kohlkopf unter dem Arm tragen. Als die Leute aus der Kirche kamen, konnten sie alle sehen, was diese beiden Frauen angestellt hatten. Die beiden wurden nun vom Weibel in die Kirche hineingeführt, und der Pfarrer hielt ihnen im Beisein der ganzen Kirchenpflege und des Gemeinderates eine zünftige Predigt über das achte Gebot. Er berichtet darüber selbst, es sei fürchterlich und erbärmlich zu sehen und zu hören gewesen, aber gerecht. Zu dieser Strafpredigt waren aber auch die Leute aus dem Dorf wieder in die Kirche hineingegangen. Selbst aus den Nachbardörfern und aus der Stadt waren noch viele Leute extra hergekommen.

Hermann Wettstein, Oberstammheim
(s. „Chronik der Kirchgemeinde Kloten“).

Notker, Ratbert und Tuotilo

Ums Jahr 900 lebten im Kloster St. Gallen drei ausgezeichnete Mönche, die treue Freundschaft hielten und in ihrem Streben nach dem Guten einig waren. Sie hiessen Notker, Ratbert und Tuotilo.

Notker war klein von Gestalt und schüchtern in seinem Auftreten; er stammelte bei der Rede. Aber diese körperlichen Nachteile wurden durch hohe geistige Vorzüge aufgewogen. Er war

im Beten, im Lesen und Dichten unübertroffen, und sein Fleiss kannte keine Grenzen. Der Chronikschreiber, Ekkehart IV., nennt ihn „ein Gefäss des heiligen Geistes, wie es zu seiner Zeit nirgends reicher sich zeigte.“

Tuotilo dagegen war ein Mensch von riesiger Körperkraft. Er war beredt und hatte eine helle, wohlklingende Stimme. Er war nicht nur ein Künstler im Formen und Malen, sondern beherrschte auch eine Menge Instrumente und unterrichtete die Söhne der Adeligen im Saitenspiel. Dazu betätigte er sich als geschickter Baumeister und verstand deutsch und lateinisch zu dichten. Er konnte recht kurzweilig erzählen und machte gerne einen fröhlichen Scherz; im Grunde aber war er ein ernsthafter Mensch, der seine Mönchspflichten gewissenhaft erfüllte.

Ratbert war von Jugend auf ein Meister der Schule, ein verständlicher und wohlwollender Lehrer, der aber auch Strenge walten liess, wo es nötig war. Nicht selten versäumte er die Gebetsstunden und Messen, aber nicht aus Nachlässigkeit, sondern weil er zu sehr in seine Schularbeit vertieft war. Während Tuotilo gerne seinen Fuss ausserhalb des Kloster setzte und grosse Reisen unternahm, hütete sich Ratbert vor solchen Ausflügen wie vor dem Tode und lebte stets zurückgezogen hinter den Klostermauern.

Die besten Menschen sind oft den hässlichsten Angriffen der Leichtsinnigen und Müssiggänger ausgesetzt. So hatten auch die drei Freunde, besonders aber der milde und schüchterne Notker, unter übler Nachrede und böswilligen Verleumdungen zu leiden. Sindolf, der Speisesaalbesorger, war ein hinterlistiger Mensch, welcher die Freunde beim Abt Salomon, der zugleich Bischof von Konstanz war, anschwärzte und log, sie hätten über ihren Vorsteher üble Reden geführt. Dieser glaubte dem Lügner und hegte einen heimlichen Groll auf die drei Mönche, die die Veränderung im Wesen ihres Abtes wohl merkten und auch ahnten, wer die Ursache dieser offenkundigen Abneigung war.

Die drei Freunde besaßen die Erlaubnis, nachts, in der Mussezeit zwischen den kirchlichen Lobgesängen, in der Schreibstube zusammenzukommen und die Vergleichen von Schriften vorzunehmen. Sindolf, der von diesen Unterredungen wusste, trat eines Nachts heimlich von aussen an das Glasfenster, an dem Tuotilo sass, und horchte, ob er etwas erhaschen möchte, was er entstellt und verdreht dem Bischof zutragen könnte. Tuotilo

sah ihn, tat aber nicht dergleichen, als ob er ihn bemerkte, und sprach auf lateinisch, so dass es der ungebildete Sindolf nicht verstand: „Jener ist da und hat das Ohr ans Fenster geheftet. Du, Notker, weil du furchtsam bist, geh in die Kirche. Du aber, mein Ratbert, hole die Peitsche der Brüder, die im heizbaren Saal hängt, und laufe von aussen herzu. Denn ich will, sobald ich merke, dass du kommst, schnell das Fenster öffnen, ihn bei den Haaren fassen, an mich ziehen und festhalten. Du aber, mein Herz, mache dich stark, sei hart, haue ihn aus Leibeskräften mit der Peitsche durch und räche Gott an ihm!“

Notker entfernt sich leise, und auch Ratbert geht behutsam hinaus, holt die Peitsche, läuft schnell herbei und lässt die Schläge aus Leibeskräften hageldicht auf den Rücken des Sindolf fallen, den Tuotilo am Kopf halb durch das Fenster hereinzieht. Sindolf wehrt sich mit Händen und Füßen und hält die Peitsche fest; doch Ratbert ergreift eine am Boden liegende Rute und fährt unentwegt weiter mit der Züchtigung. Vergeblich bittet der Geschlagene um Schonung; schliesslich bricht er in ein lautes Geschrei aus, das in dem stillen Klosterhofe jämmerlich widerhallt. Mit Lichtern eilen die Mönche herbei und fragen, was denn da los sei. Unterdessen hat sich Ratbert heimlich davon geschlichen, so dass niemand weiss, Sindolf am allerwenigsten, wer ihn geschlagen hat. Tuotilo versichert, er habe den Teufel gefangen, und bittet, ein Licht herzuhalten, damit man sehen könne, in wessen Gestalt er ihn halte. Er dreht den Kopf des sich Sträubenden bald da-, bald dorthin, als ob er nicht wisse, dass es Sindolf sei.

Da erkannten die Mönche den Speisesaalbesorger und baten Tuotilo, er möge ihn gehen lassen. Tuotilo liess ihn fahren und rief scheinbar bestürzt: „Oh, ich Unglückseliger, ich habe Hand an den Ohrenbläser und Vertrauten des Bischofs gelegt!“ Als aber einige fragten, wohin denn Notker und Ratbert gegangen seien, sprach Tuotilo: „Beide sind, als sie den Teufel merkten, zum Werke Gottes fortgegangen und haben mich mit jenem, der in seinem Geschäft umging, allein gelassen. Wahrlich, ihr sollt es aber alle wissen, dass der Engel des Herrn ihm die Schläge mit eigener Hand aufgemessen hat!“

Die einen Mönche glaubten der Rede Tuotilos. Andere aber merkten, dass sich Tuotilo verstellte, und waren ungehalten darüber, dass er den Engel des Herrn vorschützte; sie fanden, solches gezieme sich eines rechten Mönches nicht.

Sindolf verbarg sich vor den Augen der übrigen Mönche und kam, körperlich und seelisch gebrochen, einige Tage nicht zum Vorschein, bis der Abt nach seinem „Zeitungsträger“ fragte und die ganze Geschichte erfuhr. Er wagte Tuotilo nicht zu tadeln; um aber Sindolf für die ausgestandenen Schmerzen zu entschädigen, machte er ihn, entgegen dem Willen der meisten Mönche, zum Aufseher der Werkleute.

Nach dem „Quellenbuch zur Schweizergeschichte“ von Oechsli von Walter Hofmann, Zürich.

Hungersnot

Was unsere Bauern an Getreide pflanzen konnten, reichte schon in früheren Jahrhunderten nicht aus, um die ganze Bevölkerung zu ernähren. Auch in guten Getreidejahren wurden noch Tausende von schwer mit Getreide beladenen Wagen aus dem „Schwabenlande“ eingeführt. Da war noch jedes Krümchen Brot eine Kostbarkeit. Wenn Kinder für einen Botengang damals ein Stücklein Brot erhielten, dankten sie dafür höflicher als wir heute für einen Zwanziger. Arme Leute bekamen als Unterstützung vielleicht jede Woche ein Brot; das musste ihnen aber meistens genügen.

Bitterböse Zeiten brachen über das Land herein, wenn Regen oder Hagelschlag, Kälte oder Dürre eine schlechte Getreideernte bewirkten. Mit unseren heutigen Verkehrsmitteln haben wir bald einige tausend Tonnen Weizen aus Nordamerika hergeführt, und dort ist er oft gerade dann gut geraten, wenn er unseren Bauern „gefehlt ist“. Zu den Zeiten aber, als noch keine Dampfschiffe und Eisenbahnen fuhren, war das nicht möglich. Man musste froh sein, dass man etwas Korn auf holperigen Strassen aus Süddeutschland herführen konnte. Hatte aber bei uns das Wetter dem Getreide geschadet, so war es im benachbarten Schwabenlande meistens auch nicht besser geraten. Dann hatten die Bauern dort um alles Geld kein Körnlein feil; denn was sie ernten konnten, reichte in solchen Jahren nicht einmal für sie selbst. Dass dann ihre Regierung jede Ausfuhr von Korn verbot, müssen wir begreifen. — So ist es nicht zu verwundern, wenn bei uns in solchen Hungerjahren Leute regelrecht verhungerten. Andere wurden durch die Not so schwach und elend, dass sie schon der geringsten Krankheit erlagen. In normalen Jahren starben in der damaligen Kirchgemeinde Kloten (mit Opfikon, Wallisellen und Dietlikon) etwa 20 Personen. 1571 waren es aber zwischen Neujahr und

Ernte deren 48. Woran diese Leute starben, steht zwar nicht im Totenbuch; aber der Pfarrer hat zwischen die Namen der Verstorbenen die immer höheren Brotpreise geschrieben.

Zweihundert Jahre später fand die Regierung, man könne die armen Leute nicht einfach verhungern lassen. So kann Pfarrer Brennwald in Kloten aus den Jahren 1770/71 berichten:

„Wegen etlichen schmalen Jahrgängen, Hagelwetters und Sperrung der Ausfuhr aus dem Schwabenlande entstand eine grosse Teuerung. Das Brot schlug nach und nach von 4 ½ bis zu 15 Schillingen auf*. Die Hungersnot zeigte sich aber erst in aller Grösse, als im Februar 1771 die Rüben aufgebraucht waren. Da ass man höchstens noch Krüschbrot und weiss Gott was anderes. Doch es sahen unsere Gnädigen Herren (die Regierung in Zürich) von ihrem Ehrenthron auf die Not ihrer Landsleute herab und forderten alle Herren Pfarrer im Lande auf, eine Liste der allerbedürftigsten Leute einzusenden. Einige missbrauchten diese Güte, so dass von ihren allzugrossen Listen 100 bis 200 Familien gestrichen werden mussten. Ich empfahl 81 Familien, fast lauter solche, die mit Kindern beschwert waren (von 388 Personen waren 220 Kinder). Allen wurde das Gnadenbrot zuerkannt, jeder Person wöchentlich ein Brot oder zwei Pfund Mehl oder Reis zum reduzierten Preis von 6 Schilling. Am 8. März 1771 wurde zum erstenmal ausgeteilt; die Zahl der unterstützten Familien stieg dann noch bis auf 144.“

Die letzte grosse Hungersnot erlitten unsere Ahnen im Winter von 1816 auf 1817. Seit 1798 war das Land nicht mehr zur Ruhe gekommen; fremde Heere hatten damals ihre Lager in den schönsten Kornäckern aufgeschlagen und die Dörfer ausgeplündert. In den folgenden Jahren hatten die Schweizer dem Franzosenkaiser immer neue Truppen zu stellen, mit denen er irgendwo in Europa herumkriegte. Nun hätte man endlich vor diesem Napoleon Ruhe gehabt. Das Volk hoffte, sich nun allmählich von den bösen Kriegszeiten erholen zu können. Da wurde der Sommer 1816 so elend nass, dass das Getreide nicht gedeihen und ausreifen konnte, sondern in den Äckern verfaulte. In Süddeutschland stand es nicht besser. Schon im Juni begann der Preis des Brotes bedenklich anzusteigen. Bis 25 Schillinge, so viel wie ein gelernter Handwerker im Tag verdiente, wurden für ein einziges Brot bezahlt!

* 1 Gulden oder 2 Pfund = 40 Schilling à 12 Heller; nach Metallwert umgerechnet 1 fl = Fr. 3.35. Eine Putzfrau erhielt damals 10 Schillinge, ein Steinhauer oder Zimmermann 25 s Taglohn. Nach Kaufkraft dürfen wir den Schilling wohl mit 50 Rp. umrechnen.

100 Gulden, welche eine Witwe der Armenpflege vermacht hatte, waren bald aufgebraucht. Die Regierung in Zürich tat, was sie konnte, um Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Reis und Mais für die armen Leute im ganzen Kanton herum zu beschaffen. Aber wie weit reichten vier Zentner im Monat für ein ganzes Dorf? In Kloten hatte die Armenpflege beobachtet, dass viele Leute mit den wenigen Nahrungsmitteln nicht haushälterisch umgehen konnten, sondern in wenigen Tagen alles, was für einen Monat hätte reichen sollen, wieder aufgegessen hatten. Da wurde anders geholfen. Die Gemeinde stellte zwei Frauen an, damit sie in der Waschküche des Pfarrschopfes die „Sparsuppe“ für 140 arme Leute kochten. Sie brauchten dazu täglich 30 Kilo Kartoffeln, 6 bis 7 Pfund Reis und etwas Butter. Den Kartoffeln wurden aber sorgfältig die Augen ausgestochen. Arme Leute erhielten diese, um sie als Samen im Feld zu stecken.

Auch sonst wurde viel geholfen. Schon im Herbst überlegte man sich, ob man nicht im Dorf herum eine Kartoffelsammlung für die Armen durchführen wolle. Man fand aber, dies geschehe besser erst im Frühjahr, weil dann die Not am grössten sei. Freilich hatten bis im Frühjahr viele ihre eigenen Kartoffeln schon aufgebraucht, so dass nicht mehr viel gesammelt werden konnte.

Im Zürcher Oberland war die Not am grössten, und die Regierung versuchte, eine Anzahl Kinder bei guten Leuten im Unterland unterzubringen, wo für sie eher noch etwas zu essen war. Auch so liess sich wieder etwas helfen.

Gegen den Sommer 1817 zu liess die Not allmählich nach. In Garten und Feld gab es ja wieder allerlei Gemüse. Auf den Äckern stand das Getreide zwar noch sehr spärlich; aber es gab immerhin soviel, dass man kein neues Elend befürchten musste. Schon im Juni sank der Preis für den Zentner Reis wieder von 25 auf 15 Gulden.

Und als nach der Getreideernte die Ährenleser aus dem Oberland und der Innerschweiz kamen, beschloss die Gemeinde, ihnen trotz der immer noch fühlbaren Knappheit Brot zu backen und alle zwei Tage im Schulhaus auszuteilen, wie es von altersher guter Brauch gewesen war.

Eine gute Seite hatte diese letzte grosse Hungersnot: Sie hatte gezeigt, dass gerade in schlechten Getreidejahren die Kartoffeln noch recht ordentlich geraten können. Bisher hatte man die Kartoffeln nur vereinzelt, vielleicht dem Rande der Rebberge nach

oder im Rebberg in grosse Lücken zwischen den Rebstöcken gepflanzt, und viele Leute hatten von dem fremden Gewächs aus Amerika überhaupt nichts wissen wollen. In diesem Hungerwinter aber hatten sie die Kartoffeln kennen und schätzen gelernt. Von da an wurden bedeutend mehr Kartoffeln gepflanzt; immer mehr kamen die Bauern von der alten Dreifelderwirtschaft mit dem schlecht ausgenützten Brachfeld ab. Und als in den 1840er Jahren aus dem Getreide wieder einmal nichts wurde, waren genug Kartoffeln da. Es kam wohl zu einer fühlbaren Teuerung, aber nicht mehr zu einer Hungersnot. Schon fuhren auch die ersten Bahnen und Ozeandampfer, und heute erhalten wir das Getreide aus Nordamerika billiger, als es unsere eigenen Bauern liefern können.

Hermann Wettstein, Oberstammheim
(s. „Chronik der Kirchgemeinde Kloten“).

Von alten Dorfgesetzen

In der guten alten Zeit besorgte man allerlei, worüber es heute gar nichts mehr zu lachen gibt, noch recht gemütlich, wie z. B. die Abfassung von dörflichen Gesetzen und Verordnungen. Solche machten die Bauern von jeher an ihren „Gedingen“ oder Rechtstagen und überlieferten sie mündlich den Nachkommen. Als immer mehr Satzungen dazu kamen, schrieb man diese zur Sicherheit auf ein dauerhaftes Pergament. Das wurde dann am Anfang einer Tagung feierlich entfaltet oder geöffnet und öffentlich vorgelesen; darum sagten die Alten „Offnung“ statt Dorfgesetz. Die früheste von etwa 150 derartigen zürcherischen Urkunden stammt aus 1238 und betrifft Ferrach bei Rüti.

Zu einer solchen Gerichtsversammlung musste rechtzeitig eingeladen werden, wie das 1429 in Altstetten festgesetzt war, wo man schrieb: „Die selben Geding soll man sibem Nächst vorhin verkünden an zwei Enden, an dem Rain und uf dem Kilchbüel“.

Wer war nun zum Besuch verpflichtet? Darüber gibt die Fischenthaler Offnung von 1511 Auskunft, welche bestimmte: „Wer sibem Schuh gelegnes Gut hat, wyt und breit, fürsich und hindersich gemessen, der soll zwinghörig zu den Jahrgrichten syn“. Damit wollte man sagen, es müsse jeder erscheinen, der nur ein bisschen eigenes Land habe.

Zu Beginn behandelte man meist Sachen, welche die Obrigkeit angingen. Stoff dazu lieferten natürlich stets die vielen Streitigkeiten über die damaligen Naturalabgaben. In verschiedenen

Offnungen wurde den Herren nahegelegt, nicht gar strengrechtlich zu verfahren, so z. B. in Brütten mit Bezug auf die Abgabe eines Schweins, wo es heisst, „es sig klein oder gross, feiss oder mager; hat es vier Bein und einen Schwanz, so soll es der Herr nit verwerfen“. — Wurden ausnahmsweise Steuern in barem Geld erhoben, so kam es nicht selten vor, dass die Einzüger auf ihr Verzeichnis schrieben, „das soll nit meh geschehen, wil die Lüte es nit mögen erlyden“.

In solchen Dorfgesetzen waren auch die Bussen genau festgesetzt. Man sieht daraus, dass unsere Vorfahren ihre Streitigkeiten noch gern von Hand erledigten. In der Flaacher Offnung von 1537 steht z. B.: „Wer freventlich Messer oder Stecken über den andern zuckt in Zorngemut, verfallt einem Vogtherrn drei Pfund Buss“. Ferner ist gar oft die Rede von Kopf- oder Maulstreichen und sogar von Frauen, die sich ebenfalls heftig an Schlägereien beteiligten. — Bei Verleumdungen verstand man keinen Spass. In der alten Neeracher Offnung heisst es darüber: „Wer den andern anschuldiget und das nit bewyst, der soll in solcher Person Fusstapfen stan und alles das dulden, das sy gelitten haben müest, so es war wäre“.

Händel wegen Erbschaften gab es schon damals häufig. Wollte ein alter Mann ein Testament machen, so hatte er vorerst zu zeigen, dass er geistig und körperlich noch rüstig sei. Zu diesem Zweck musste er z. B. vor Zeugen ein paar Denkfragen beantworten, sich selbst sonntäglich anziehen und ohne Stock vor dem Haus umhergehen. Die absolute Freiheit des Besitzers, über sein Gut zu verfügen wie er wollte, deutete das Fischenthaler Hofgesetz so an: „Er mag einem Kind etwas geben und dem andern nichts, und wenn er will, so mag er syn Gut einem Hund an den Schwanz binden“. Solche bildliche Umschreibungen waren dazumal beliebt.

Flurwege gab es nur wenige, und auch sonst brachte es die übliche Dreifelderwirtschaft mit sich, dass nicht jeder nach seinem eigenen Kopf das Land einteilen und bearbeiten konnte. Die Gemeindegossen waren gezwungen, aufeinander Rücksicht zu nehmen. Vielenorts wurde bestimmt, „es soll je ein vorder Gut dem hindern Wegrecht geben, dass einer darzu kommen mag zu zymlichen Zyten“. — Die Wegbreite setzte man nicht durch genaue Zahlen fest, sondern deutete sie mit Vergleichen an, wie z. B. in der Dielsdorfer Offnung von 1559, wo es heisst, ein bestimmtes Strässchen „soll so wyt syn, dass eine Frau kann tragen

in jedweder Hand ein Këssi". Andernorts schrieb man weniger schön vor, es solle sich auf einem solchen Weg ein Schwein umkehren können. — Die Felder musste man gut einhegen, weil auf der Brachzelg das Vieh frei weidete. Konnte es dennoch durchbrennen, so durfte man es nicht roh prügeln und zurückjagen, wie aus der Mönchaltorfer Gemeindeordnung von 1439 ersichtlich ist, wo abgemacht war, wenn fremdes Vieh hieher komme, so dürften die Hofleute nur beide Hände unter die Ellbogen nehmen, d. h. die Arme verschränken und in dieser steifen Haltung die Kühe mit einem Zweig wegtreiben. Wiederholte sich ein Durchbruch, so verfuhr man etwa wie in Wetzikon. Da durfte man „das Vech tryben zu dem Schloss und im daselbs geben eine Gelte mit Steinen und eine Zeine mit Wasser (d. h. nichts), und das so lang, bis söliches Vech erlöst wird, jeglich Haupt um drei Schilling".

Viel zu reden gaben natürlich auch die Wahlen, die manchenorts an solchen Rechtstagen vorgenommen wurden. Als Gemeindebeamte traten schon früh auf die sogenannten Dorfmeier oder Geschworenen, d. h. Gemeinderäte, denen ein Untervogt als Präsident vorgesetzt war. Statt Kirchenpfleger sagte man „Stillständler", weil sie nach der Predigt stillstehen und auf den Pfarrer warten mussten, um mit ihm allerlei Geschäfte zu beraten. Ferner sind zu erwähnen Lehrer, Gutsverwalter, Schreiber, Weibel, Feuerwehrkommandanten, Sigristen, Gemeindewirte, Förster, Nachtwächter, Wegknechte, Brunnenmeister und Gemeindegirten. Über die Befugnisse der Dorfmeier berichtet die Dielsdorfer Öffnung, sie hätten „zu strafen zum ersten bis drei Schilling, darnach bis sechs, darnach bis nün, und so einer ir Gebot ganz veracht, so mögend si den Herren Obervogt uf Regensperg anrűefen". — Ein merkwürdiges Beispiel überliefert die Öffnung von Höngg aus 1338. Darnach musste der Meier oder Verwalter des Grossmünsters dem hiesigen Förster zur Besoldung „mitten in der Hofwis geben eine Burdi Heu, die er allein von dannen soll tragen. Fallet der Forster mit der Burdi in der Wis, so soll si dem Meyer blyben; fallet er aber ussert dem Zun, so soll er das Heu haben". Da kam es also auf eine Kraftprobe an, wodurch man offenbar erfahren wollte, ob einer stark genug sei für die schwere Waldarbeit. — Manche Gemeinde hatte früher eine eigene Wirtschaft mit einem „Stubenknecht". In seinem Hause musste Ordnung herrschen, und es durften da keine „unzymlichen Fräss und Füllereyen" vorgenommen werden, ferner bűsste man Gäste, die „nach den nűnen

im Wirtshus sich fulten“, d. h. die früh*angesetzte Polizeistunde nicht beachteten. Damit der Gemeindewirt sich nicht zum Grossbauern und Dorfbregenten entwickeln konnte, beschränkte man sein Eigentum, wie z. B. in Dielsdorf, wo bestimmt war, er „soll nit meh haben als ein Haupt Vech, eine Katze und einen Guggel, und soll der Wirt uf der First stan und eine Sichlen in die lingge Hand nemen, und so wyt er die werfen mag, also wyt soll syn Guggel Weidrecht han“, d. h. nur ums Haus herum.

Diese Versammlungen wurden gelegentlich mit einem fröhlichen Trunk abgeschlossen. Auch kam es vor, dass besonders gnädige Grundherren den Leuten etwa Holz verschenkten, nach der Geburt eines Mädchens einen Wagen, bei einem Knaben aber deren zwei.

Solche Rechtsbräuche waren auch ausserhalb der Schweiz bekannt. Bei uns entstanden sie aber nicht nach dem Machtspruch eines einzelnen Herrn, sondern durch den Willen des Volkes. Einzelne Satzungen blieben sinngemäss sogar bis zur Neuzeit erhalten und sind teilweise noch in heutigen Gemeindeordnungen oder Statuten von landwirtschaftlichen Genossenschaften zu erkennen.

Heinrich Hedinger, Zürich.

(Nach Dändlikers Kantonsgeschichte, andern Sammelwerken und einer juristischen Dissertation von Dr. Hans Steinemann. Die Zitate sind meist gekürzt und der heutigen Orthographie angepasst.)

Im Verlag der Reallehrerkonferenz sind ferner erschienen:

Bühler: Begriffe aus der Heimatkunde

die zweibändige Heimatkunde

**für jeden Ort, mit allen Begriffen
der Schweizergeographie samt Kartenlehre**

1. Teil:

6.—7. Auflage. 115 Seiten Text, 70 Seiten Skizzen. Inhalt:
Die Masse, die Niederschläge, die Quellen, der Bach, der
See, der Fluss, die Naturgewalten. Preis Fr. 4.—

2. Teil:

3.—5. Auflage. 202 Seiten Text, 78 Seiten Skizzen. Inhalt:
A. Verkehr und Ansiedelung (Gebäude, Strassen, Verkehrs-
mittel, Ansiedelungen). B. Bodenformen (Formen in Sand
artenlehre, s Fr. 4.50

ktikern

Prüf

t Zürich

s Fr. 1.20

Dr. R

Klauser

Aufg

rechnen

s für das

er Fr. 1.50

VERS

ästor der